Germ. sp.
283
q/2

Germ. sp. 283 g

L

<36604881550017

<36604881550017

Bayer. Staatsbibliothek

Germ. sp,
Germ. sp. 283 q
283
337 A

Die Gegend von Heidelberg

von A. von Löwis.

Zweyte verbesserte Ausgabe.

Berlin 1816.
In der Maurerschen Buchhandlung
Poststraße No. 29.

Verzeichniß

einiger

der neuesten Schriften des Hrn. T. H. Friedrich,

welche

in der Maurerschen Buch-Handlung in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Satyrischer Feldzug, in einer Reihe von Vorlesungen, gehalten zu Berlin im Winter 1813 bis 1814. Zweite verbesserte, vermehrte und gepfefferte Ausgabe. 12mo 1 Thl. 8 Gr.

Inhalt: I. Ueber das gegenwärtige goldene Zeitalter. II. Ueber die Hölle und die, welche darin braten. III. Ueber die Kunst, reich zu werden. IV. Ueber die Kunst, zum Amte zu gelangen. V. Ueber Napoleon den Großen und die Kunst, sich unsterblich zu machen. VI. Ueber die Pantoffeltaktik, oder die Kunst, die Männer zu unterjochen. VII. Ueber Erziehungskunst. VIII. Naturgeschichte des Esels. IX. Naturgeschichte des Affen. X. Ueber das Manschetten- oder Landsturmfieber, und über die Franzosensucht. Die Sinnpflanzen. Zugabe zur zweyten Ausgabe.

Dritter Satyrischer Feldzug von T. H. Friedrich; nebst Zueignungsschreiben an das kritische Orakel zu Neu-Ephesus. 12mo 1 Thl. 8 Gr.

Inhaltsverzeichniß. Zueignungschreiben an das kritische Orakel zu Neu-Ephesus. I. Das mechanische Cabinet des Herrn Tschaupert in Nürnberg, nebst umständlicher Beschreibung verschiedener höchst sinnreicher Maschinen, namentlich des Ehebarometers, der Enthusiasmirmaschine, der Thränenpumpe, der Gesetzfabrik, der Urtheilsmanufaktur der Vers- und Rezensionsmühle ꝛc., auch einiger sehr kunstreicher Automaten. II. Satyrische Zeitungsnachrichten aus Apenheim, Dümmingen, Flottleben, Neu-Jerusalem, Neu-Babylon, Schreibershagen, Apollonsruhe ꝛc. III. Versuch einer Erklärung der sieben großen *historischen* Skizzen des Malers David, welche bestimmt waren, nach ihrer Vollendung in dem weyland Musée Napoleon aufgestellt zu werden, als: 1) Napoleons des Großen Triumphzüge von Alexandrien, Madrid, Moskau und Leipzig nach Paris, von Paris nach Elba, und endlich nach Brüssel über Sankt Helena. 2) Die Theilung der Erde, oder die Fürstenthümer und Herzogthümer in partibus infidelium. 3) Das Manfeld, oder Hanswurst als Carolus magnus, und die große Volks-Comödie in Paris. 4) Der Kreuzzug nach Berlin im Jahre 1813, oder: der Mensch denkt, und Gott lenkt. 5) Das unschmackhafte Gabelfrühstück, oder die unwirthlichen Preussen. 6) Die Kriegsschule zu Brienne, oder: Napoleon

Die Gegend von Heidelberg

von A. von Löwis.

Herausgegeben

von

Woldemar von Ditmar

Doctor der Philosophie.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Berlin 1816.
In der Maurerschen Buchhandlung
Poststraße No. 29.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Der treffliche Verfasser dieser interessanten Schrift, Andreas von Löwis, seit 1812 beständiger Secretär der Livländischen gemeinnützigen und ökonomischen Societät zu Dorpat, ließ das anfänglich bloß zu eigener Notiz in Heidelberg verfaßte Manuscript später, im Frühlinge 1814. auf eigene Kosten zu Dor-

pat drucken, um es seinen Universitätsfreunden und Bekannten, zur Mahnung freundlichen Andenkens zu geben. Es erschienen nur wenige Exemplare derselben und auch diese waren so bald vertheilt, daß mancher nach Heidelberg Reisende seinen Wunsch, dieses Büchelchen zu erhalten, nicht mehr erfüllt sehen konnte. — Ich glaube also etwas eben nicht Nutzenloses zu unternehmen, indem ich, mit Bewilligung des Verfassers, die wiederhohlte Herausgabe dieses Büchelchens besorge, welches in einem so geringen Umfange doch manchem Reisenden als ein gewiß sehr gründlicher und zugleich angenehm unterhaltender mineralogischer Wegweiser für die Gegend um Heidelberg dienen

kann. Mit vollem Recht sagt ein geistreicher Recensent, der Generalsuperintendent Dr. Karl Gottlob Sonntag zu Riga, von dieser Schrift, daß sie in Ansehung „der „Gründlichkeit der Forschungen und der Ge- „nauigkeit der Bestimmungen eigentlich für „den gelehrten Naturkundiger geschrieben zu „seyn scheine, aber dabei in einer so leben- „digen und anziehenden Darstellung, daß auch „der bloße Leser zur Unterhaltung glaubt, sie „sey für ihn bestimmt." — So möge denn diese kleine Schrift aus dem engeren Kreise, in dem sie bis jetzt gewiß jeden ihrer Leser erfreute und zugleich belehrte, heraustreten in einen größeren, und in ihm eben so glücklich seyn,

wie sie es bisher war. Mit diesem herzlichen Wunsche übergebe ich sie dem Publikum und suche so zugleich, durch die Herausgabe derselben, den einen Tadel aufzuheben, den der früher genannte Recensent „aber auch um so lau„ter" ausspricht, — den nämlich, daß diese Schrift nicht in den Buchhandel kommen wollte. —

Berlin im December
1815.

Dr. W. von Ditmar.

Der Neckar.

Der Neckar entspringt in dem würtembergischen Antheile des Schwarzwaldes, in der Gegend des Dorfes Schweningen, etwa 30 Meilen von seinem Ausflusse in den Rhein, durchströmt einen großen Theil des Odenwälder-Gebirges, erreicht bei Heidelberg die Ebene, und ergießt sich unter Mannheim, zwei Meilen von Heidelberg, in den Rhein.

In der Gegend von Heidelberg fließt er zwischen hohen Bergen, ist mehrentheils tief, und nur an Stellen, wo hervorstehende Felsen sein Bett beengen, reißend. Bei hohem Wasser ist er bis tief ins Land hinein schiffbar; seit

dem sein Bett vertieft worden ist, gehen beladene Schiffe bis Kanstadt, auch bis Berg, einem Dorfe ohnweit Stuttgart, hinauf. In der trockenen Jahrszeit aber nimmt das Wasser zuweilen so sehr ab, daß alle Untiefen, und die aus dem Grunde hervorragenden Felsenspizzen zum Vorschein kommen. Dann ist es beschwerlich, ein beladenes Schiff durch die Klippen, zwischen denen das Wasser wie durch Schleusenthoren gewaltsam hindurch strömt, zu führen. Die Schiffer wählen deswegen zu ihren Reisen gern den Frühling, den Spätherbst, oder den Winter, so lange kein Eis geht, oder sie warten auch ab, bis häufige Regengüsse im Gebirge den Fluß anschwellen.

Dann steigt das Wasser, selbst in der sonst trocknen Jahrszeit, oft unerwartet um mehrere Schuh, und da der Neckar auf seinem Wege durch den Odenwald, wie ein langer Kanal, auf beiden Seiten von hohen, steilen Berg=

wänden eingeschlossen ist, mehrere Quellen und Bäche, die ihm das Wasser aus dem Gebirge zuleiten, aufnimmt, und daher alles von den nahen Bergen herabströmende Wasser in seinem Bette, als in dem tiefsten Behälter sammelt, so schwillt er bei starkem, anhaltendem Regen, zuweilen in sehr kurzer Zeit, so hoch an, daß dadurch Überschwemmungen entstehen. Diese dauern indessen nicht lange. Wenn das in dem engen Thale sich gar zu schnell ansammelnde Wasser nur Zeit gewinnt, abzufließen, so hat eine solche momentane Überschwemmung ein Ende. Weit bedeutender ist das Übertreten des Flusses zur Zeit des Eisganges, da der Abfluß des Wasses durch Eisbänke zuweilen gehemmt wird.

Bei einer plötzlich entstehenden Überschwemmung erhält die Gegend oft in wenigen Stunden ein ganz verändertes Ansehn. Das überhand nehmende Wasser ergießt sich mit auf-

ßerordentlicher Geschwindigkeit aus dem Gebirge, reißt alles mit sich fort, strömt mit grossem Ungestüm unter den Brückenpfeilern hinweg, tobt und wühlt zwischen den Klippen, die aus der Tiefe hervorragen, und ist mit Schaumflocken bedeckt. Alle niedrige Wiesen und Wege an den Ufern des Flusses sind in kurzer Zeit überschwemmt; in alle Vertiefungen stürzt das Wasser stromweise. Es greift schnell um sich, und je höher es steigt, um so reißender wird es. Die niedrigeren Klippen sind bald bedeckt, an den höheren Felsen aber bricht sich die Gewalt des Stromes, und wo nur noch ein unbedeckter Granitblock hervorragt, da ist das Wasser rund umher in unruhiger Bewegung. Es braus't und sprudelt, die Wellen schlagen mit Getöse gegen die Felsen, der Schaum spritzt in die Luft, und das dauert so fort, bis alle Spitzen völlig überschwemmt sind. Dann hat mit dem Widerstande der Kampf ein Ende,

und nur noch eine schwankende Bewegung des Wassers verräth die unter der Oberfläche verborgenen Felsen. Steigt es noch höher, so hört auch diese zuletzt auf, der Strom beruhigt sich allmälig, und da nichts seinen Lauf mehr stört, fließt er endlich glatt und still weg.

Bei solchen Gelegenheiten ist man in den Gassen von Heidelberg schon in Böten gefahren; jedoch treten dergleichen Fälle nur selten ein, und ereignen sich nicht leicht anders, als bei einem ungewöhnlich starken Eisgange, wozu es nach strengen Wintern zuweilen kommt.

Wenn der Neckar sehr hoch angeschwollen ist, dann nur zeigt er sich in seiner ganzen Pracht und Schönheit. Dann füllt er sein weites Bett völlig aus; eine ununterbrochene Wasserfläche bedeckt das ganze Thal von einer Bergwand bis zu der andern. Er strömt höchst reissend, aber mit glatter Oberfläche; die reiche Wassermasse ergießt sich in ruhiger Fülle, da

sie keinen Widerstand mehr findet, und außer an den Ufern, und unter der Brücke, hört man fast kein Geräusch. Die ganze Wasserfläche ist mit Schiffen bedeckt. Fahrzeuge verschiedener Art, mit Waaren und mit Menschen angefüllt, folgen einander wie im Fluge. Kaum sieht man sie zwischen den Bergen, die den Lauf des Stromes verdecken, hervorkommen und schon eilen sie mit der schnellen Fluth vorüber. — Schiffe von mancherlei Bauart und Größe begegnen einander. Einige gehen langsam, von Pferden gezogen den Strom hinauf, andere treiben unaufhaltsam hinab, und verschwinden bald aus dem Gesichte. Das rufen der Schiffer, und der Führer, die ihre Pferde antreiben, hallt aus den Bergen wieder; unter der Brücke tobt das Wasser gegen die Pfeiler, und braus't wie ein Wasserfall. Die Ufern sind mit Menschen bedeckt; manche sind beschäftigt, angekommene Schiffe auszuladen, und laufen geschäftig durch-

einander; andere sehen als müßige Zuschauer dem Gewühle zu. Auf den Ausladeplätzen drängen sich, mit Lerm und Geschrei, die Lastträger durch die Menge, und das ganze Ufer tönt wieder von dem lauten Gewühle. Bald zieht auf der Chaußée ein schwer beladener, mit vielen Pferden bespannter Frachtwagen langsam vorüber; dann erscheinen wieder wandelnde Gruppen die sich an dem bunten Schauspiele ergetzen; zwischen den Schiffen kreutzen leichte Fischerkähne in allen Richtungen umher, an den Ufern und auf dem Wasser herrscht überall eine ununterbrochene Thätigkeit, und die ganze Gegend ist voll Leben.

Wenn auch alle Felsen in dem Flußbette völlig überschwemmt sind, so giebt es doch manche Stellen, an welchen sich schwer beladene Schiffe in Gefahr befinden. Eine unruhige Bewegung auf der Oberfläche des Wassers, oder kleine strudelartige Vertiefungen, die beständig

entstehen und wieder verschwinden, zeigen verborgene Klippen an. Die mit dem Fahrwasser bekannten Schiffer kennen diese gefährlichen Stellen zwar, und suchen sie zu vermeiden, bei aller Aufmerksamkeit aber, gelingt es ihnen nicht immer, und es ereignen sich von Zeit zu Zeit noch manche Unglücksfälle. In der Nähe der Brücke sind die gefährlichsten Klippen, und schon manches Schiff ist daran gescheitert und zu Grunde gegangen, wenn es von seiner Richtung abwich.

Wenn sich ein Schiff der gefährlichen Stelle nähert, dann ist alles in Bewegung. Das Schiffsvolk hält auf dem Verdecke Stangen und Haken in Bereitschaft; der Steuermann steht am Ruder, beobachtet mit gespannter Aufmerksamkeit den Lauf des pfeilschnell fortschießenden Schiffes, und giebt ihm die erforderliche Richtung; von allen Seiten rudern die Fischer in ihren Kähnen herbei, um im Falle der Noth

zur Hülfe bereit zu seyn; die Ufern sind angefüllt mit Zuschauern, die das Ende der Begebenheit abwarten, und alles ist auf den ungewissen Ausgang gespannt. Ist die Gefahr überstanden, dann hat die Theilnahme der Umstehenden ein Ende, und sie zerstreuen sich bis ein ähnlicher Auftritt die Aufmerksamkeit von neuem erregt und beschäftigt.

Kleine Kähne gleiten unbeschädigt über die verborgenen Felsen hinweg, wenn sie auch nur wenig mit Wasser bedeckt sind, tiefer gehende Schiffe aber werden leicht daran zerschmettert, und dürfen sich ihnen nicht nähern. Bei den Schiffbrüchen hat man die Menschen gewöhnlich wohl gerettet, obgleich sie zuweilen auch schon aus dem Wasser hervorgezogen werden mußten, und nur mit Mühe ins Leben zurück gebracht wurden; von Waaren aber geht vieles verlohren. Einige der größten Felsen in dem Flußbette, die im Sommer ganz trocken

liegen, müßten gesprengt werden, so wäre allen Unglücksfällen dieser Art vorgebeugt. Es ist aber noch immer nicht geschehen, so oft auch schon die Rede davon gewesen ist.

Das Neckarthal bei Heidelberg.

Das lange Thal, das den Lauf des Neckars durch den Odenwald bezeichnet, ist an einigen Stellen so schmal, daß der Fluß unmittelbar die Wände der gegenüber liegenden Berge berührt; in andern Gegenden erweitert es sich, und ist dann auf mannigfaltige Weise angebaut. Da, wo die Berge am weitesten zurück treten, haben ganze Ortschaften mit ihren Feldern und Pflanzungen Platz darin.

Mehrere zum Theil bedeutende Städte beleben die Ufern dieses für den Odenwald wichti-

gen Stromes. Mannheim im Besitze des Rheinhandels, und dadurch in Verbindung mit der übrigen handelnden Welt, tauscht von den kleineren Städten an den Ufern des Flusses, die Erzeugnisse der Neckargegenden ein. Heilbronn, das durch seinen Speditionshandel eine Stelle unter den bedeutenderen Handelsstädten Deutschlands einnimmt; Heidelberg, durch manche Merkwürdigkeit bekannt, und verschiedene kleinere Städte, die durch Beförderung des Erwerbfleißes vortheilhaft auf ihre nächsten Umgebungen wirken, als z. B. Ladenburg, Neckargemünd, Neckarsteinach, Hirschhorn, Neckarelz, Wimpfen &c., tragen dazu bei, die Neckargegenden in Aufnahme zu bringen. Die Landwege im Gebirge sind oft beschwerlich, durch die bequemere Wasserfracht aber in Verbindung gesetzt, theilen sich viele Städte und Ortschaften die nöthigen Bedürfnisse leicht mit. Man sieht daher den Neckar mehrentheils mit Schiffen und

Frachtfahrzeugen bedeckt, so lang das Wasser nicht gar zu sehr gefallen ist, und er ist für das Innere des Odenwälder-Gebirges, was für bewohnte Ebnen gute Landstraßen sind: er belebt den Handel und die Betriebsamkeit der Gegenden, die er durchströmt, indem er den Absatz der erzeugten Produkte erleichtert.

Über Heilbronn hinaus liegen noch viele Städte und Dörfer am Neckar, als z. B. Kanstadt, Eßlingen, Tübingen, Rotweil, und eine Menge Flecken und Ortschaften, er nimmt auch außer der Kocher und der Jaxt mehrere kleine Flüßchen und Bäche auf. Von besonderer Wichtigkeit für den Handel der an seinen Ufern gelegenen Städte aber ist die Enz, die aus dem Schwarzwalde herabströmt bei Pforzheim, einer ansehnlichen, sehr gewerbsamen Fabrikstadt, vorbei fließt und dort schiffbar wird, sich bei Besigheim in den Neckar ergießt, und ihm die mannigfaltigen Erzeugnisse des wald-

reichen Schwarzwälder-Gebirges zuführt. Indem sie seine Wassermasse vergrößert, erleichtert sie die Fortschaffung der Handelsartikel, zu deren Vermehrung sie durch ihre Vereinigung mit beiträgt, und ihr Einfluß auf die Belebung des Handels dieser Gegenden ist sehr bedeutend.

Zur Zeit des hohen Wassers gehen mit den Schiffen dann und wann lange Holzflöße unter Heidelberg vorbei, die gewöhnlich aus den schönsten Weiß- und Roth-Tannen-Stämmen bestehen. Diese kommen größtentheils aus dem Schwarzwalde herab, das Innere des Odenwaldes liefert jedoch auch einiges Bauholz. — In Mannheim werden diese Flöße zu noch grössere mit einander verbunden, und gehen dann, gewöhnlich für Rechnung holländischer Holzhändler, weiter auf dem Rheine hinab.

Die Ufern des Neckars sind, selbst mitten im Gebirge, stellweise sehr bewohnt und leb-

haft. Indessen giebt es, da er sich auf seinem Wege durch den Odenwald beständig zwischen Bergen hindurch krümmt, und die Aussicht durch hervortretende Bergwände oft gänzlich gesperrt wird, auch einzelne Gegenden, die ein äußerst einsames Ansehn haben. So öde und unbelebt aber auch manche Strecken dieses schönen Thales auf dem ersten Anblick erscheinen, so sind sie es doch nicht.

Man folgt dem Flusse nie lange, ohne entweder ein Dorf, ein Städtchen, oder doch wenigstens einen einzelnen Hof anzutreffen, und überall zeigt sich Fleiß und Industrie. — In den Städten herrscht, besonders zur Zeit des hohen Wassers und der lebhafteren Schifffarth, viel Leben und Gewühl. Beständig sieht man Schiffe und Frachtböte auf dem Flusse, die entweder anlegen um ausgeladen zu werden, oder ihre Ladung schon empfangen haben, und damit fortgehen. Die Ausladeplätze sind immer

angefüllt mit Kisten, Tonnen und Ballen voll Waaren mancherlei Art; Handelsleute aus verschiedenen Gegenden des Gebirges finden sich mit ihren Produkten ein; Bauern mit Fruchtfuhren, und Gewerbsleute mit ihren Fabrikaten füllen die Märkte und Plätze, und Fremde, durch Handelsgeschäfte herbei geführt, versammeln sich von allen Seiten. — Auch außer der Zeit des lebhafteren Handelsverkehrs sind diese Orte immer belebt. Das beständige Getöse in den zahlreichen Werkstätten, und die zu jeder Zeit besetzten Arbeitsplätze, beweisen hinlänglich den Gewerbfleiß der Einwohner.

In der Nähe der Dörfer und Höfe ist es eben so; überall zeigen sich die deutlichsten Merkmale von Fleiß und Thätigkeit. Die Felder sind sorgfältig bearbeitet und bebaut, die Wiesen gehörig gewässert, Gärten und Pflanzungen in guter Ordnung, und selbst an Stellen, wo kein Haus zu sehen ist, in den entlegensten Thei-

len des Gebirges, entdeckt man noch manche Spuren von der Betriebsamkeit der Bewohner. Kein fruchtbares Plätzchen ist unbenutzt, man sieht keinen verwilderten, unangebauten Fleck; die ordnende Menschenhand zeigt sich überall thätig. In den einsamsten Gegenden des Thales überrascht den Wandrer zuweilen ein blühendes Feld, oder eine Gruppe wohlgepflegter Fruchtbäume; solche kleine Anlagen sind überall zerstreut. Diese stillen Zeugen der menschlichen Nähe begleiten den Reisenden auf dem ganzen Wege; sie erfreuen ihn oft unerwartet an Stellen, die das wildeste Ansehn haben, und umgeben ihn auch in der ödesten Gegend immer wie ein geselliger Kreis.

Die Reise an den Ufern des Flusses ist wegen der beständigen Abwechselung der Gegenstände und Ansichten überaus angenehm. Die sehr wohl unterhaltene Chaußée führt von Heidelberg bis Neckargemünd dicht an dem Wasser

hin; wo sie das Ufer verläßt, findet man überall glatt ausgetretene Fußsteige, die dem Flusse in allen Krümmungen folgen, und sowohl für Fußgänger als für Reiter sind diese mehrentheils bequem.

Besonders interessant ist eine Reise in diesen Gegenden zu Anfange des Frühlings, wenn das Laub eben hervorbricht, oder im Herbst, wenn es anfängt zu welken. Dann ist das Wetter milde, die Luft erfrischend, und der Anblick der Berge wunderschön. Die unendlichen Übergänge von dem frischesten Grün zu dem matten, herbstlichen Gelb, bringen in den häufigen Wäldern den seltsamsten Farbenwechsel hervor; an dem bunten Ansehn dieser Wälder erkennt man dann deutlich die große Anzahl verschiedener Baumarten, aus denen sie zusammen gesetzt sind.

Das Gebirge ist fast überall mit ununterbrochenen fortlaufenden Waldungen bedeckt. Von

den höchsten Berggipfeln ziehen sie sich bis in die Thäler hinab, und sie werden nur hin und wieder von einzelnen kahlen Felsenwänden unterbrochen.

In den Thälern, besonders in den tiefer ausgehöhlten, fließen gewöhnlich Quellen oder kleine Bäche, die das von den Bergen zusammenströmende Wasser zu dem Neckar hinunter leiten, und die Ufern dieser Wasserzüge sind mehrentheils mit dem frischesten Grün bekleidet. — Der Reichthum des Graswuchses in solchen feuchten Schluchten ist bewundernswürdig; auf diesen Bergwiesen schimmert fast das ganze Jahr hindurch das erquickendste Grün, und wenn zuweilen zwischen den Felsenwänden hindurch ein heller Sonnenstrahl in eine solche Schlucht hinabfällt und sie erleuchtet, so ist es, als säh' man eine grüne Gluth aus der Tiefe hervorleuchten.

Bei trübem, neblichtem Wetter sollte man

diese Gegenden nie besuchen. Wenn den Gebirgsmassen, die sich weder durch groteske Form, noch durch auffallende Größe auszeichnen, die gehörige Beleuchtung fehlt, dann haben sie ein todtes, erloschenes Ansehn. Sie erscheinen als einförmig zusammengehäufte Massen ohne Reiz, wenn die kleinen Unebenheiten ihrer Oberfläche, aus Mangel an Licht und Schatten, nicht hervortreten, und die Umrisse der einzelnen Theile, deren Verhältnisse eben ihre größte Schönheit ausmachen, zu einem formlosen Ganzen verschwimmen. — Ein mit struppigen Gesträuchen einförmig bewachsener Berg unterscheidet sich nur wenig von dem mit den herrlichsten Gruppen von uralten Eichen und Buchen gezierten, wenn beide mit einem trüben Nebelschleier überzogen sind. — An einem hellen Tage aber, wenn die Sonne aus dem wolkenlosen Himmel klar herab scheint und alle Gegenstände mit ihrem heiteren Glanze überstralt,

dann zeigt sich diese, wie jede Gegend, in ihrer ganzen Schönheit. Welchen Zauberreiz verbreitet nicht eine glückliche Beleuchtung über jede Landschaft, sie sey an sich auch noch so schön! Der ewige Wechsel von Schatten und brennend heller Beleuchtung, die unendlichen Abstufungen eines auf tausendfältige Weise gebrochenen Lichtes, das auf den sonnigen Höhen ruhend, jede Bergform in ihrer grellsten Eigenthümlichkeit, und jede Baumgruppe scharf bezeichnet hervorhebt; alle diese Wirkungen des Lichtes zeigen sich wo es von so vielen mannigfaltigen Formen, verschieden aufgefangen wird, in einer wunderbaren Stärke.

An einem heiteren, stillen Herbsttage, wenn die Luft rein, und der Himmel völlig klar ist, um wie viel reizender erscheinen dann nicht die in dem reinsten Himmelslichte verklärten Höhen! Oder wenn an einem wolkenlosen Frühlingsabende, von den Stralen der untergehenden

Sonne erleuchtet, alle Felsen glühen und alle Gipfel in Flammen stehen, um wie viel prachtvoller ist nicht dieses Schauspiel, als der Anblick derselben Gegend bei trübem Himmel, wenn die Sonne hinter Wolken versinkt, und die Berge in Nebel gehüllt allmälig im Dunkel verschwinden! Wie unendlich viel schöner ist die Natur, in ihrem stralenden Feyerkleide!

Der Charakter des hiesigen Gebirges ist nicht sowohl Größe und Majestät, als Anmuth der Form. Die Berge steigen nicht hoch zum Himmel hinan, die Thäler aber sind so reich von der Natur ausgeschmückt, als nur irgendwo.

Die Ansichten auf dem Wege längs dem Neckar — dem man wegen der schönen Ufern gern in allen seinen Krümmungen folgt — sind oft von ausgezeichneter Schönheit. Es entwikkeln sich aus dem mit Bergwänden überall beschlossenen Hintergrunde unaufhörlich die hei-

tersten Landschaften, und treten bei den häufigen Biegungen des Weges, oft mit einer überraschenden Lebendigkeit zwischen den Felsen hervor.

Zuweilen sieht man sich in einem stillen, einsamen Thale, auf allen Seiten eingeschlossen von hohen Bergen, deren bewaldete Gipfel den engen Horizont begrenzen, und eine steile Bergwand, wie ein mächtiger Felsendamm über dem Flußbette aufgerichtet, versperrt alle Aussicht. Eine Biegung um die nächste Ecke aber, und die Ferne schließt sich allmälig auf; die hinter einander geschobenen Felsenwände treten weit auseinander, eine neue Schöpfung entwickelt sich in lebendigem Wechsel aus dem Felsenchaos, und in wenigen Augenblicken liegt eine unendliche Fülle von Reichthum und Schönheit der Ansichten vor dem überraschten Wandrer in herrlicher Vollendung ausgebreitet. — Bald zeigt sich am Wasser ein nettes Dorf, dessen wohlgebaute Wohnungen mit grünenden Fruchtbaum-

gruppen eingefaßt, sich in der klaren Tiefe spiegeln; dann wieder ein dunkler Wald, aus dem die Ruinen eines verfallenen Bergschlosses traurend hervorragen; oder es tritt hinter den Bergen unerwartet ein geräuschvolles Städtchen, von Gärten und bunten Lusthäusern umgeben, hervor, und giebt dem beweglichen Gemälde ein neues heiteres Leben.

Gewöhnlich fließt der Neckar still, mit glatter Oberfläche; zuweilen aber hört man ein dumpfes Brausen, das durch einzelne, aus der Tiefe hervorragende Felsen entsteht. In der Nähe derselben kräuselt das Wasser sich unruhig, es strömt mit Gewalt zwischen den hervorstehenden Klippen hindurch, und ist mit Wellen bedeckt. Einige Schritte weiter aber gleitet es wieder still und glatt, wie ein Spiegel, an den mit vielfarbigen Gesträuchen bewachsenen Ufern vorüber; es fließt in dem tieferen Bette fast ohne sichtbare Bewegung fort.

In verschiedenen Gegenden des Neckar-thales sind gewöhnlich dicht am Ufer des Flusses, an den höchsten Bergwänden Sandsteinbrüche angebracht. Sie kommen mehrentheils an unbewohnten, einsamen Stellen vor, und verrathen sich dem Vorüberreisenden durch das leise, einförmige Anschlagen der Hämmer, das man schon von weitem hört wenn alles still ist. — Die Arbeiter pflegen alle fertig behauene Steine, wenn ihre Form es zuläßt, hinunter zu wälzen, und sie bis an den Fluß herabrollen zu lassen, wo sie dann liegen bleiben, bis sie von Schiffen, die dazu abgeschickt in die Gegend kommen, aufgeladen und weggeführt werden. — Um Unglücksfällen zuvorzukommen, sind an den Stellen, wo die Steine herabrollen, gewisse Warnungszeichen angebracht. So gefährlich es ist, sich einer solchen Bahn gar sehr zu nähern, da einige Steine zuweilen von ihrer Richtung abweichen, auf die Seite springen, und den

frei stehenden Zuschauer leicht beschädigen könnten, so kann man dieses seltsame Schauspiel doch mit aller Sicherheit beobachten, wenn man sich dicht an dem Wege, den die Steine nehmen, hinter einen weit hervorstehenden Felsen stellt. Dort ist gar keine Gefahr, und man sieht alles deutlich.

Fast ununterbrochen läßt sich in der Höhe ein prasselndes Geräusch hören; es entsteht durch die Abfälle, die von den Arbeitern weggeräumt hinunterrollen, oder durch einzelne kleine Steine, die zuweilen eine Zeitlang an den Bergwänden herablaufen, dann jedoch mehrentheils in den Gesträuchen hängen bleiben, und verschwinden. — Soll aber ein sehr großer Stein — oft von einem ungeheuren Gewichte — herabgewälzt werden, dann rufen die Steinhauer den unten im Thale Gehenden zu, um sie zu warnen; darauf setzen sie die unbehülfliche Masse in Bewegung, und diese fängt zuerst nur mit

mäßiger Geschwindigkeit an, über die häufigen Felsentrümmer wegzurollen, dann läuft sie immer schneller und schneller, bis sie endlich mit einem krachenden Getöse an den steilen Wänden herabstürzt, in weiten Sätzen von einem hervorragenden Felsen zum andern fortspringt, mit einer über alle Beschreibung fürchterlichen Gewalt blitzschnell durch die Luft schießt, wie aus dem Himmel herab geschleudert mit einem schmetternden Knalle in den Boden einschlägt, und sich zuletzt ins Wasser stürzt, das davon laut aufbraus't und weit umher bewegt wird. Da, wo diese gewaltigen Massen hintreffen, wird alles zu Staub zermalmt, und sie stürzen mit einer so ungeheuren Geschwindigkeit herab, daß man sie oft an sich vorüber sausen hört, sie auch wohl dicht vor sich auf dem zerstäubenden Boden aufschlagen sieht, ohne ihre Form deutlich erkennen zu können.

Es fehlt auf einer Reise an den Ufern

des Neckars, auch selbst an den einsamsten Stellen, nie an Abwechslung. Entweder ein beladenes Schiff, das mit dem Strome langsam forttreibt, oder ein harmlos einher schreitender Wandrer, sind Erscheinungen, die man nie lange vermißt, und der unter den Pilgern gewechselte Gruß, ist ein erfreulicher Laut in der Einsamkeit zwischen den Wäldern und Bergen.

Gefahr ist bei dieser Reise nicht; man hat in den abgelegensten Gegenden in der Regel nichts zu befürchten. — Die Gasthöfe sind mehrentheils gut, oder doch erträglich; es fehlt in den besseren nicht an der nöthigen Bequemlichkeit, und man findet wenigstens so viel, als zur Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse gehört, überall. Selbst in einigen Bauerhöfen wird man freundlich empfangen, und Hunger und Ermüdung tragen das ihrige bei, jede Aufnahme erträglich zu machen. — Und wie viel

Ersatz gewährt nicht für alle Entbehrungen der beständige Anblick einer solchen Natur! —

Beginnt auch nach einer mühseligen Tagereise der Muth allmälig zu sinken, wie fühlt man sich nicht von neuem belebt und gestärkt, wenn endlich aus der dämmernden Ferne das Licht des langersehnten Nachtquartiers hervorblinkt. Ist an dem dunkelen Horizonte dieses freundlich leuchtende Gestirn erst aufgegangen, dann ist aller Unmuth sogleich vergessen; mit frohem Sinn tritt man in die wirthliche Stube, und ist mit allem zufrieden, wie es gerade ist! —

Die Ufern des Neckars bei Heidelberg.

Die nächsten Ufern des Neckars bestehen aus verschiedenen, auf mannigfaltige Weise mit einander abwechselnden Steinarten, deren Zusam-

mensetzung so einfach ist, daß man sich, mit einiger Aufmerksamkeit, leicht einen Begriff, von der inneren Bildung dieser Berge verschaffen kann.

Den Ausgang des Neckarthales bilden zwei einander gegenüber stehende Sandsteinberge, die mit höheren Gipfeln derselben Art zusammen hängen, und die äußersten Grenzen des sich gegen die Ebne zu sanft herabsenkenden Bergstraßengebirges ausmachen. Wenn der Granit an dieser Stelle sich nicht in dem Neckar zeigte, indem einige Granitfelsen bis über die Oberfläche des Wassers hervorragen, so würde man seine Gegenwart in dieser Gegend nicht bemerken, denn der Sandstein setzt ununterbrochen bis in die Ebene hinab fort. Ein Steinbruch bei dem Dorfe Neuenheim entblößt ein Stück dieses äußersten Gebirgstheiles, und überall sieht man nur den nehmlichen, röthlichen Sandstein.

Bis zur Stadt bleibt alles in denselben Verhältnissen, dort aber verändert sich die Ansicht, und der bis dahin unter dem Sandstein verborgen liegende Granit erscheint unbedeckt. Auf dem Schloßberge kommt er zuerst zum Vorschein, und ist mit kleinen Granaten, die jedoch nicht häufig vorzukommen pflegen, gemengt. Darauf setzt er an beiden Ufern des Flusses bis an das Dorf Ziegelhausen fort. Gewöhnlich erhebt er sich nicht über zwei bis dreihundert Fuß hoch über dem Wasserspiegel; höher ist alles wieder Sandstein. Auf mehreren Stellen, besonders am Haarlaß, findet man häufig schwarzen Stangenschörl in dem Granite; auch soll darin zuweilen etwas Uranglimmer vorgekommen seyn.

In einem Thale seitwärts von dem Stift Neuburg, liegt etwas Thoneisenstein in einzelnen Stücken zerstreut. Da die Gegend überall bebaut ist, so läßt sich nicht genau bestimmen,

wo er hergekommen seyn mag. In derselben Gegend sind auch ganze Hügel von Kalkmergel.

Hinter Ziegelhausen hört der Granit wieder völlig auf, und weicht dem Sandstein, der nun auch den Grund des Neckars bildet, wie die aus dem Wasser hervorragende Sandsteinblöcke bei Neckargemünd beweisen. In dem Seitenthale von Ziegelhausen ins Gebirge hinein, auf dem Wege nach dem Fürstenweiher, sieht man den Granit zum letztenmale frei liegen, und von dort an bestehen sowohl die Ufern des Flusses, als auch die höchsten Gipfel der Berge aus demselben sogenannten **bunten Sandstein**.

Das geht so fort bis über Neckarsteinach hinaus. Dieses kleine Städtchen zeichnet sich durch seine romantische Lage, und durch drei Schlösser aus, von denen zwei völlig zerstört sind, das dritte aber zum Theil erhalten und bewohnt ist. Vor Zeiten ist dieses den von

Heilbronn herabkommenden Kaufleuten eine furchtbare Gegend gewesen. Ein Ritter, der damals durch seine ausgezeichnete Raubsucht und Kühnheit berüchtigt gewesen ist, hat die Schiffarth auf dem Neckar höchst unsicher gemacht, und so lange geplündert und geraubt, bis seine Schlösser endlich zerstört worden sind. — Gegenüber, auf dem linken Ufer des Flusses, liegt auf dem Gipfel eines isolierten Berges eine kleine Veste, der Dilsberg; eine halbe Stunde weiter hinunter Neckargemünd, ein hübsches, gewühlvolles Städtchen. Das Thal von hier bis Heidelberg ist fast eine ununterbrochene Reihe von Höfen, Gärten, Pflanzungen und Anlagen verschiedener Art. Diese Strecke ist ausserordentlich lebhaft, und wird von Heidelberg aus häufig besucht.

Der Wolfsbrunnen, der jetzt, seit dem die schönen uralten Bäume, von denen ehemals die Fischweiher beschattet wurden, umgehauen sind,

seiner Hauptzierde beraubt ist, war sonst als eine reizende Stelle in diesem Gebirge berühmt. Er liegt in einem Seitenthale, und es führt ein schmaler Weg von der Poststraße hinauf.

Nahe bei Heidelberg, sowohl nach Neckargemünd zu, als auch auf der andern Seite der Stadt, liegen, an beiden Ufern des Neckars, Wirthshäuser, die dadurch angenehm auffallen, daß in ihrer Nähe mehrentheils schöne große Bäume stehen, in deren Schatten Tische und Bänke angebracht sind. — Sonntags sind diese alle besetzt; Musik und lauter Jubel tönen von allen Seiten, und die große türkische Trommel, ein in diesen Gegenden sehr beliebtes Instrument, läßt sich überall hören. Der laute Schall der Saiten- und Blas-Instrumente wird oft übertönt von dem kraftvollen Stampfen der Tänzer, aber einzelne, gewaltige Taktschläge dringen durch den Lerm und schmettern in gemessenen Absätzen aus dem verwirrten Getöse

hervor. Zuweilen wenn der wild umher tobende Haufe in eine völlige Gährung überzugehen droht, und unter den Tänzern eine allgemeine Gesetzlosigkeit einreißt, bringen einige Trommelschläge alles sogleich in Ordnung; diesem wohlbekannten Donnerrufe widersteht niemand; jeder fügt sich willig in das Gesetz, und der Tanz dreht sich, nach hergebrachter Ordnung, wieder ruhig fort in regelmäßigen Wirbeln.

In allen Wirthshäusern pflegt an Sonn- und Festtagen zu gleicher Zeit Musik zu seyn; gegen Abend ertönen auf allen Seiten die in dem stillen Thale wiederhallenden Trommelschläge, die bei keiner Tanzmusik fehlen, und überall hört man dasselbe Getöse. — Da einige dieser Häuser nah bei einander liegen, und bei festlichen Gelegenheiten im Sommer die Fenster gewöhnlich offen stehen, so hört man an manchen Stellen zuweilen den Lerm aus verschiedenen Wirthshäusern zugleich, oder es trifft sich auch

wohl, daß man auf einem Spaziergange in demselben Augenblick verschiedene Stücke, die aus verschiedenen Tonarten gespielt, die schrecklichsten Dißonanzen mit einander hervorbringen, anhören muß. Dieß ist ein melodischer Aufruhr, der einen zarthörenden Tonkünstler zur Verzweiflung bringen könnte, und auch der minder empfindliche wird von dem Getöse zuletzt wirklich betäubt. — Aber die allgemeine Fröhlichkeit, die sich auf so mannigfaltige Weise harmlos und originell äußert, ist dabei interessant zu beobachten.

Frohsinn und Lebenslust lassen sich den Bewohnern dieser Gegenden nicht absprechen. Kirchweihen und verschiedene religiöse und weltliche Feste geben beständige Veranlassungen zu Lustbarkeiten und Bacchanalen, woran es das ganze Jahr hindurch nicht fehlt. Das lustige Volk schwärmt von einem Dorfe zu dem andern, und findet immer Ursache zu Festen; Tanz, Lust

und Freude ziehen unaufhörlich im Lande umher, der Jubel schweigt nie, und doch ist der Landmann wohlhabend! — Der Segen des Himmels ruht auf diesem schönen Lande; jede an den fruchtbaren Boden gewandte Mühe wird reichlich belohnt, und eine milde, belebende Luft kommt dem wohlgeordneten Fleiße des arbeitsamen Ackermannes zu Hülfe.

Der Bergrücken über dem Heildelberger Schlosse ist mit großen, herrlichen Bäumen bewachsen; es sind mehrentheils eßbare Kastanien, und sie wachsen hier wild, als Waldbäume ohne alle Pflege. Die hohen, geraden, kraftvollen Stämme mit dem glänzenden, lebhaft grünen Laube, gewähren einen überraschenden Anblick. — Im Herbst ist der Markt mit den Früchten dieser Bäume angefüllt. Sie stehen in geringem Preise und sind zwar nicht ganz so groß wie die italienischen Maronen, haben aber doch einen sehr angenehmen Ge-

schmack, und werden häufig genossen. Man sucht die besseren aus, und diese werden versandt; die schlechteren werden zur Mast verbraucht. Dieser Wald bedeckt den ganzen Schloßberg, ist von einem bedeutenden Umfange, und liefert eine große Menge Früchte, die im Spätherbst vermittelst langer Stangen abgeschlagen, und dann wie Eicheln unter den Bäumen aufgelesen und in Säcken hinabgetragen werden.

Der entblößte Granit bildet in der Gegend des Schlosses die nächsten Ufern des Flusses, und ist mit hervorstehenden Ecken und Spitzen bedeckt. Einzelne Gebüsche und Stauden ranken zwischen den grauen Felsmassen hinauf, und überziehen hin und wieder das rauhe Gestein mit einer blühenden Pflanzendecke, und die Ruine des Schlosses, die vielleicht an Schönheit und Majestät ihres gleichen nicht hat, liegt an dem Abhange des Berges, etwa 200 Fuß über dem Wasserspiegel.

Gleich über dem Schloßgarten fängt der Kastanienwald an, und die Terrasse über der Ecke des Gartens, nach dem Wasser zu, ist eine der schönsten Stellen in diesem Gebirge. Beschreiben läßt sich der Anblick nicht; wer einmal dort gestanden hat, vergißt ihn gewiß nie! —

Zuweilen zeigt sich in dem Granite des Schloßberges Hornblende neben den Granaten, oft in nadelförmigen Säulchen. Das Korn des Granites ist verschieden, doch kommt er mehr fein- als grobförmig vor, und seine Farbe ist mehrentheils grau, röthlich, seltener schwärzlich. Die dem Granite eigenthümlichen Aussonderungen einer verschieden gefärbten, im Korne mehr oder minder abweichenden Masse, sieht man hier sehr häufig. An den frei stehenden Wänden zeigen sich Streifen, gewöhnlich von einer helleren Farbe als die Hauptmasse, die sich in verschiedenen Richtungen durch-

kreuzen, zuweilen aus dem Gesteine hervorstehen, und an einigen Stellen die dunkelgraue Granitmasse wie ein hellergefärbtes Netz zu überziehen scheinen. Oft bestehen diese Adern aus den drei Bestandtheilen des Granites, nur in verschiedenen Verhältnissen gemengt; zuweilen erscheint aber auch der Quarz, oder der Feldspath in den Streifen, in bedeutenden Massen ganz abgesondert, und dann ist die Farbe und das Ansehen dieser Streifen, noch auffallender von der Hauptmasse verschieden, wo der Quarz in denselben vorwaltet, da ragen sie in der Regel merklich aus dem übrigen Gesteine hervor.

In der Grotte des Schloßgartens bemerkt man an den frei stehenden Wänden, unter den mit Thonlagen abwechselnden Sandsteinschichten, auch einige Lagen eines Granitartigen Gesteins, die mit dem Sandsteine schichtweis abwechseln. Diese Stelle bezeichnet also genau

die Grenze, wo der Sandstein, den unter ihm liegenden Granit berührt.

Das Gebirge hat in der Nähe der Stadt, ein eigenthümliches Ansehen. Scharfe, wild-gezackte Felsenspitzen, wo der von tiefen Schluchten oder durch die Gewalt des Wassers zertheilte Granit zum Vorschein kommt, und unter der hellrothen Sandsteindecke hervorblickt; und über demselben abgerundete, sanft gewölbte Bergmassen, die sich allmälig erheben, mehrentheils mit ebener Fläche ohne freistehende Klippen sanft ansteigen, und die bewaldeten Gipfel der Berge bilden. Diese Höhen bestehen alle aus demselben Sandsteine, der sich in vielfältige Schichten zertheilt, weit über alle benachbarten Berge verbreitet, und in seinen Verhältnissen überall gleich bleibt.

Der Sandstein dieser Gegenden ist röthlich, zuweilen auch gelb; er erhebt sich an manchen Stellen zu einer ansehnlichen Höhe. Der

höchste Punkt auf dem Berge über dem Schlosse, der sogenannte Löwenkopf, ist 1452 pariser Fuß hoch, über der gemauerten Einfassung des Neckars unter der Brücke. Der Heiligeberg, auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses, der sich durch die Ruine eines Klosters auszeichnet, ist 954 pariser Fuß hoch, und die Berge an den beiden Ufern des Neckars scheinen ungefähr bis gegen 1000 Fuß anzusteigen. Die beiden zuerst genannten Berggipfel sind vermittelst des Barometers gemessen, die entferntern aber nicht.

Der Sandstein wird an verschiedenen Stellen gebrochen, und entweder zu Bausteinen benutzt oder zu künstliche Arbeiten angewandt. Über dem Schlosse, in der Gegend von Neckargemünd, und an verschiedenen andern Stellen, giebt es solche Steinbrüche, und man verfertigt aus diesem festen, sehr feinkörnigen Gesteine die saubersten Arbeiten, die weit umher

verführt werden. Der tiefer im Gebirge gebrochene Stein scheint härter und fester, als der am Ausgange der Berge gewonnene, und er kommt auch im Innern der Berge in stärkeren, regelmäßigeren Schichten vor, als auf der Oberfläche. In allen Steinbrüchen sieht man es, wie die Schichten gegen die Oberfläche zu immer dünner werden, und dort häufig mit Thon und Lettenlagen achwechseln; diese ziehen sich jedoch nur in dünnen Streifen zwischen dem Sandstein hindurch. Die Thonschichten sind an manchen Stellen mit Sandsteintrümmern angefüllt; an anderen finden sich hingegen in den Lagen des Sandsteines Kugeln, und verschieden geformte Stücke von mehr oder minder verhärtetem Thon.

Der Sandstein dieser Gegenden ist von einer großen Festigkeit und Schönheit, und seine Dauer ist bewundernswürdig. Das Schloß, die Brücke, und manche Gebäude in der Stadt

sind daraus erbaut, und besonders in dem ältesten Theile des Schlosses ist seine Dauerhaftigkeit sichtbar. Die Mauern sind schon Jahrhunderte lang den Einflüssen jeder Witterung ausgesetzt, und an den Steinen entdeckt man keine merkliche Veränderung. Einzelne Theile der Ruine sind eingestürzt, andere sind von Feuersbrünsten zerstört oder auch durch Pulver zersprengt, und doch zeigt sich an dem Gesteine keine Spur von Verwitterung. Die in den Nischen der Mauern stehenden, zum Theil schön gearbeiteten Statüen, und das über der Thür des sogenannten Rittersaales befindliche heraldische Bildwerk, sind aus demselben Sandstein gehauen. Die Draperie an den Bildsäulen, und das äußerst sauber gearbeitete, an manchen Stellen durchbrochene Laubwerk, haben der Zeit und allen zerstörenden Einflüssen widerstanden, ohne davon angegriffen zu seyn. Gerade dieser Theil des Schlosses, der die schön-

sten Verzierungen enthält, ist vor langer Zeit abgebrannt; das Gebäude steht schon seit vielen Jahren ohne Dach, und doch haben die so sehr fein ausgearbeiteten Theile nicht merklich dadurch gelitten. Diese Eigenschaft, die hier so deutlich an den häufigen Monumenten des Kunstfleißes einer früheren Zeit zu erkennen ist, giebt dieser Steinart einen großen Werth. Man lernt die schönen Arbeiten höher schätzen, wenn man sich von ihrer Dauerhaftigkeit, und von der fast unzerstörbaren Festigkeit des Materiales überzeugt.

In dem Schloßgarten werden ein paar, aus diesem Sandstein gehauene Säulen, die die Form alter, mit Ephen umrankter Baumstämme haben, aufbewahrt; diese haben zu einem Treibhause gehört, das, wie man sagt, das erste in Deutschland erbaute gewesen seyn soll. — Auf dem innern Schloßplatze stehen an dem Brunnen, als Träger des Daches, einige

Granitsäulen, von denen die Tradition behaup-
tet: daß sie aus dem einst berühmten Schlosse
Karls des Großen zu Ingelheim herstammen
sollen.

Der Weg nach Schrießheim.

Von Neuenheim bis Handschuchsheim bestehen alle Berge aus demselben Sandstein, und erst bei Doßenheim zeigt sich der Porphyr der bis Schrießheim ununterbrochen fortsetzt. Hinter Handschuchsheim entfernt sich das höhere Gebirge von der Chaußée, die hohen Sandsteingipfel ziehen sich weiter zurück, und ragen in einiger Entfernung von der Ebene, über eine Reihe niedrigerer Vorberge die den Vordergrund bilden, hervor. Zunächst an der Straße zieht sich eine Reihe rundlich geformter Hügel hin, die mit Wein

und Obstbäumen bepflanzt sind, und allmälig in die Ebene übergehen. Diese bestehen durchgängig aus Porphyr, und sind durch verschiedene Thäler, die sie bis auf den Grund durchschneiden, von einander getrennt.

Bei Schrießheim, einem sogenannten Städtchen, das sich durch eine Art von Stadtmauer von den übrigen Dörfern unterscheidet, erreicht der Porphyr seine größte Höhe. Der Gipfel des Schloßberges mag sich wohl an 1200 Fuß über die Ebene erheben, und dieß ist der höchste Punkt in diesem Gebirgstheile. In dieser Gegend ist der Porphyr durch ein tiefes Thal von dem Sandsteingebirge abgesondert, und seine Wände liegen auf allen Seiten ganz frei. Näher bei Doßenheim ist er unter dem Sandsteine, der ihn auf einer Seite bedeckt, zum Theil verborgen.

Die Grenze, wo der Porphyr den Sandstein berührt, ist, obgleich die Vereinigungs-

punkte überall mit Erde und an einigen Stellen mit Wald bedeckt sind, leicht an den frei umher liegenden Geschieben zu erkennen. Diese bestehen aus Porphyr mit erdigen und sandsteinartigen Streifen, aus Sandstein mit Flekken und Streifen von einem verschieden gefärbten Thongestein, aus verwitterndem Porphyr mit anhängenden Sandsteinkörnern, und dergleichen Übergängen mehr.

Der Porphyr des hiesigen Gebirges ist gewöhnlich bräunlich, roth, grau wo er in Verwitterung überzugehen anfängt, und zuweilen gelblicht. Mit unter finden sich einzelne Stücke eines sehr schönen, festen, grünen Hornsteinporphyrs, der nur in zerstreuten Geschieben vorkommt. Stellweise zeigt sich der Feldspath herrschend, und bildet dann einen fleischrothen Feldspathporphyr.

Im äußeren Ansehen, besonders an frei stehenden Felsstücken, ist der Porphyr, aus der

Entfernung gesehen, dem Granite ähnlich. Er ist eben so ungeschichtet, und nach allen Richtungen, am häufigsten von oben nach unten, zerklüftet und zerspalten; die aus dem Gebirge hervorstehenden Felsmassen haben eben dasselbe dunkele, zackigte Ansehen. In den Steinbrüchen aber zeichnet er sich durch eine gelblichte Farbe, die man an dem Berge über Doßenheim deutlich wahrnimmt, aus. Er ist mit Quarzkörnern, dann und wann mit Hornblende in kleinen Pärthieen, die, wenn sie verwittert sind, ein kohlenartiges Ansehn haben, u. d. m. angefüllt, und, wie gewöhnlich, äußerst fest und schwer zersprengbar. Der Verwitterung widersteht er außerordentlich, besonders wenn er in Hornsteinporphyr übergeht. Wenn er endlich zerfällt, so bildet er, wie der Granit, einen groben Sand, der aber aus festeren Körnern besteht, die sich nicht leicht weiter auflösen, wenigstens nicht gern in Erde übergehen.

Dieser Sand liegt oft an feuchten Stellen in mehreren Lagen aufgeschichtet, und ist schon mit einer Moosdecke überzogen, hat jedoch selbst auf der Oberfläche kein erdiges Ansehn genommen.

Die dieser Gebirgsart eigene Festigkeit ist dem Pflanzenwuchse nicht günstig. Es erzeugt sich auf der Oberfläche des Porphyrs nicht leicht eine fruchtbare Erdschicht, wie man an den hiesigen Bergen deutlich sieht. Die oberen Schichten des ebenfalls sehr festen Sandsteins sind viel weicher, minder dauerhaft, auflöslicher und mehr thonähnlich, als das im Innern der Berge vorkommende feste Gestein, und die Pflanzen gedeihen daher auf den aus dieser Steinart bestehenden Bergen sehr gut, da sich auf der Oberfläche derselben eine Verwitterungserde bildet, die wegen ihres Thongehalts, und wegen der ihr zugleich eigenen Lockerheit, dem Pflanzenwuchse sehr zuträglich ist. Alle Sand-

steinberge dieser Gegend sind daher mit den schönsten Buchen und Eichen bewachsen, die Porphyrberge hingegen tragen, besonders auf den Gipfeln, gewöhnlich kleinere Bäume und Gesträuche, die sich nur dürftig auf dem überall frei liegenden, oder doch nur mit einer dünnen Moosdecke überzogenen Gesteine zu ernähren scheinen. Die Gipfel und Abhänge der Porphyrberge sind mit frei liegenden Geschieben überschüttet, und die Felsen erscheinen häufig ganz unbedeckt, oder kommen doch sogleich zum Vorschein, wenn man das wenige Laub oder Moos, das sich mit der Zeit darauf angehäuft hat, wegräumt. Eine bessere Vegetation zeigen alle Niederungen und Vertiefungen neben den höheren Bergen; dort legt sich der von den Höhen allmälig herabgeschwemmte Grund an, und bildet endlich eine fruchtbare Erdschicht, die sich durch den Pflanzenwuchs sogleich verräth. In den Gründen und Thälern sieht man sehr

schön bewachsene Wiesen, die sich mit dem leb-haftesten Grün zwischen den kahlen Felsenwänden hindurch schlängeln, in mannigfaltigen Krümmungen bis tief ins Gebirge fortziehen, und mehrentheils Quellen zu Betten dienen.

Interessant ist es, an den freiliegenden Felsmassen zu beobachten, mit welcher bewundernswürdigen Gewalt sich das vegetabilische Leben überall hervordrängt, wo es einmal entzündet ist. Die Wurzeln einzelner Eichen dringen oft mit einer unbegreiflichen Kraft in die festeste Bergwand hinein, verfolgen die Klüfte in derselben, und zersprengen endlich ganze Felsenmassen, um sich einen Weg in die Tiefe zu bahnen.

Der braunrothe Porphyr ist besonders fest, und würde eine gute Politur annehmen; da er aber in unzertheilten Massen bricht, und sehr schwer zu zersprengen ist, so läßt er sich nicht ohne große Mühe in zusammenhängenden Stük-

ken gewinnen, und wird daher gewöhnlich nur zum Chaußéebau gebrochen.

Auf der Höhe des Schloßberges bei Schrieß-heim, nahe unter dem Gipfel, steht eine Felsenmasse isolirt aus dem Berge hervor, die aus der Ferne einer Ruine ähnlich sieht. Das morsche, stellweise überhängende Felsstück ist von zahllosen Sprüngen durchkreuzt, schwebt dem-ungeachtet frei in der Luft, und beweis't, welche Festigkeit dieser Porphyr besitzt. Man nennt es den Edelstein, und diese Stelle wird wegen der weiten Aussicht auf die reiche Ebene hinab häufig besucht.

Am Fuße dieses Berges erscheint der Granit wieder unbedeckt, und die Grenze wo sich beide Steinarten berühren, bezeichnen einzelne Stücke von Trümmerporphyr mit großen Quarz- und Feldspathkrystallen, und zuweilen Glimmerblättern, die sämmtlich von verhärtetem Thon eingeschlossen sind; dann sehr grobkörniger

Granit mit Flecken und Streifen von Thon, so daß er wie der Porphyr angehaucht einen Thongeruch giebt; glimmerreiche Thonschichten, Lagen von Quarz in Porphyr, und ähnliche Gemenge.

Die auf dem Gipfel des Berges liegenden, von dem festen Gesteine abgelösten Geschiebe haben durchgängig ein tafelförmiges Ansehen; im Innern der Berge aber ist der Porphyr nicht geschichtet, sondern bildet zusammenhängende Massen. —

Der Weg von Heidelberg nach Schrießheim ist ein Theil der berühmten Bergstraße. Die vortreffliche Chaußée wird zu jeder Jahrszeit aufs sorgfältigste unterhalten, und ist überaus lebhaft. Die Deligenceu, Posten, Frachtwagen und Miethfuhrwerke, die von Frankfurt aus nach Oberdeutschland gehen, und von dort und aus dem Odenwalde kommen, bringen ein beständiges Leben in diese Gegend; beson-

ders besucht ist die Straße zur Zeit der Frankfurter Messen.

Eine fast ununterbrochene Allee von Fruchtbäumen verschiedener Art, führt durch die fruchtbare, reich bebaute Ebene, läuft immer am Fuße des mit Wald bedeckten Gebirges hin, und die kräftigste Vegetation in Feldern, Wiesen, Weinbergen und Wäldern erfreut das Auge des Vorüberreisenden. Dieses frische, lebhafte Grün auf allen Seiten, diese reiche Fülle des Wuchses, und die unaufhörliche Abwechslung der interessantesten Ansichten — alles das vereinigt sich zu einem Ganzen, wie man es selten zusammen findet.

Eine Reihe von Dörfern zieht sich am Fuße des Gebirges hin, und in der Nähe derselben liegen immer Weinberge und Gärten, die mit Pfirsich-, Aprikosen-, Mandel- und anderen Obstbäumen reichlich bepflanzt sind. — Diese muß man in den ersten Tagen des Frühlings

sehen, wenn sie eben anfangen zu blühen — das ist ein Anblick — über alle Beschreibung!

Kaum regt sich das erste Leben in der Natur, so fangen diese Baumblüthen an, sich zu entfalten. Alle Bäume blühen zugleich, die ganze Gegend ist weiß von Blüthen, und scheint ein ununterbrochener Garten. Die lange, weit in die Ferne sich fortziehende Allee steht in vollem Flor, auf allen Feldern sieht man blühende Bäume, alle Weinberge am Abhange des Gebirges sind bedeckt mit Blüthen: die zahlreichen Gärten und Obstwälchen bei den Dörfern sind eine einzige Blüthenmasse, und die ganze Hügelreihe längs dem Fuße des Gebirges bedeckt ein unabsehbarer Blüthenflor, der aus dem zarten Roth der Pfirsichblüthe, durch mancherley Schattierungen in das reinste Weiß übergeht.

Diese ganze Gegend am Abhange des Gebirges scheint bedeckt mit Schnee; die mittlere Region der Berge, mit eben ausschlagenden

Buchen bewachsen, schimmert nur noch grünlich; zwischen den Felsen hindurch ziehen sich Schluchte und Thäler, die schon mit dem frischesten Grün bekleidet sind, und zu gleicher Zeit deckt beim Aufgange der Sonne zuweilen die höchsten Gipfel der Berge ein später Frühlingsreif. — Oben und unten ists als herrschte der Winter, in der Mitte grünt der Frühling in voller Pracht! — Die ersten Stralen der Sonne aber zerstören die Täuschung: der dünne Reif verschwindet sogleich, und die Wälder treten wieder in ihrem heiteren Schmucke, herrlich schimmernd hervor! —

Die Bäume in den Alleen an der Straße sind das Eigenthum der Dorfschaften, die sie gepflanzt haben, und unterhalten müssen. Der Reisende darf daher das Obst von diesen Bäumen nicht nach Wohlgefallen abpflücken, sondern muß es entweder von dem Eigenthümer kaufen, oder, wenn gerade niemand zugegen

ist, mit dem sich ein Handel darauf abschließen läßt, dafür sorgen, daß der Raub an dem Gemeingut nicht entdeckt wird. So unbedeutend ein Frevel dieser Art für das Ganze auch immer seyn mag, so wacht doch jeder einzelne Theilhaber streng auf die Erhaltung der eingeführten Ordnung. Der Wandrer wird daher, wenn er müde und lechzend vor Durst, sich etwa nicht erwehren kann, eine verführerisch herabhängende Birn heimlich abzubrechen, oft unerwartet aus einem Hinterhalte überfallen, und kann dann froh seyn, wenn es ihm nur gelingt, ohne weitere Unannehmlichkeiten, durch eine schleunigst bewilligte Geldbuße die Ruhe wieder herzustellen. Da die Felder an der Straße gewöhnlich voll Menschen sind, und ein unzeitiger Widerstand schlimme Folgen haben würde, so ist es am rathsamsten, aller Versuchung zu widerstehen, und von diesem Obste unerlaubter Weise nichts anzurühren, da

hier, im eigentlichen Sinne des Wortes: jede Frucht eine verbotene ist.

Die schönen Märchen von der liberalen Denkungsart der Garten- und Weinbergsbesitzer, die mit ächt antiker Gastfreundschaft jeden Vorüberziehenden einladen und herrlich bewirthen sollen, sind goldene Träume, aus denen man bei der etwanigen Anwendung solcher Begriffe auf das gemeine Leben nur zu oft unsanft geweckt wird. — Was nicht baar bezahlt ist, darf nicht angerührt werden, und so verschwenderisch die Natur in diesem schönen Lande mit ihren Gaben ist, so sparsam wissen in der Regel die Besitzer der erworbenen Schätze damit umzugehen. Die Zeit der Weinlese macht jedoch eine Ausnahme hiervon, und auf diese Zeit der Freude und des fröhlichen Taumels paßt allerdings, was man sich im Norden von der uneigennützigen Freygebigkeit der Süddeutschen zu erzählen pflegt. —

Im Herbst sieht man große offene Wagen mit Äpfeln, Birnen oder Wallnüssen angefüllt, die Straße hinabziehen. Andere stehen auf dem Wege und werden mit dem Obste, das mit Stangen abgeschlagen und dann von der Erde aufgelesen wird, beladen. — Das bessere Obst wird frisch oder getrocknet als Handelsartikel versandt, das schlechtere aber zur Mast angewendet, und diese unabsehbaren Fruchtbaum-Alleen bringen den Eigenthümern sehr bedeutende Vortheile.

Der Weg nach Bruchsal.

An dem Wege von Heidelberg nach Bruchsal zieht sich das Sandsteingebirge ununterbrochen längs der Chaußée fort, und ist durch verschiedene darin angelegte Steinbrüche aufgeschlossen.

Bis an das Dorf Nußloch zeigt sich keine merkliche Veränderung. Bei Heidelberg ist der höchste Punkt in dieser Bergreihe; von dem Löwenkopfe an fallen die Berge allmälig ab, und werden, weiter nach Bruchsal zu, immer niedriger. — Die höheren, größtentheils mit Buchenwaldungen bedeckten Gipfel ragen, wie auf der andern Seite von Heidelberg, über niedrigere Hügel, die aus demselben Gesteine zusammen gesetzt sind, hervor; die höchsten Bergrücken treten immer mehr in den Hintergrund zurück, und endlich beschließt ein Thal die Reihe von Sandsteinbergen.

Jenseits dieses Thales erhebt sich eine neue Bergkette, steigt jedoch nicht so hoch an als die vorige, und besteht durchgängig aus einem grauen dichten Kalkstein. Die Berge ziehen sich ununterbrochen längs der Chaußée fort, erreichen keine bedeutende Höhe, enthalten aber mancherlei Erz, und sind reichlich mit Wald bewachsen.

Das Thal zwischen den beiden abgesonderten Bergreihen, zwischen den Sand- und Kalksteinbergen, besteht aus einem gelblichten Mergel; die Bestandtheile der beiden Gebirgsarten, die es bilden, kommen darin mit einander in verschiedenen Verhältnissen gemengt vor.

Auf der Seite von Nußloch sind am Abhange des Gebirges mehrere Steinbrüche angelegt, die das Material zum Kalkbrennen sowohl, als zum Chaußéebau liefern. In diesem Gesteine zeigt sich dieselbe Bildung, wie in dem Sandstein. Die Oberfläche besteht, wie bei jenem, aus einer lockeren Verwitterungserde, mit vielen unregelmäßig angehäuften, tafelförmigen Geschieben, eine Erdart, die den Pflanzenwuchs ganz besonders befördert; dann folgen zuerst einige dünne Schichten von einem heller gefärbten, minder festen Gesteine, und hierauf in einer größeren Tiefe, endlich immer dunklere, härtere, viel mächtigere Lagen. Zu-

weilen sind die Schichten des Kalksteins mit Erzlagen durchzogen, häufiger aber mit weißen Kalkspath-Adern. Die Drusenhöhlen enthalten sehr schöne Kalkspathkrystallisationen.

Hin und wieder zeigen sich in diesem Kalksteine Spuren von Bleiglanz und Galmey mit Eisenocker. Da in dieser Gegend kein Bergbau getrieben wird, so findet man die genannten Erze nur zuweilen in den Steinbrüchen, die nie sehr tief hinab getrieben werden, weil das tiefer liegende Gestein fester, und daher schwerer zu brechen, und mühsamer hinauszubringen ist. Man bekommt daher nur immer wenig von dem Innern der Berge zu sehen.

Auf der Höhe des Bergrückens seitwärts von Wißloch findet man in dem Walde eine Menge kleiner Erdhaufen, die lauter Auswürfe ehemaliger Gruben sind, und noch manche hübsche Stücke Bleiglanz und Galmey enthalten. Vor Zeiten ist hier Bergbau betrieben

worden, die Schachte sind aber jetzt alle verschüttet, und außer der im Walde zerstreut umher liegenden Stufen, entdeckt man nichts, was nähere Auskunft über diese Berge geben könnte. Man hat diese Gruben hauptsächlich wegen des Galmeyes bearbeitet; wegen überhand nehmenden Wassers aber, dem man keinen gehörigen Abzug geben konnte, mußte endlich das ganze Werk liegen bleiben.

In dem Thale über Nußloch findet sich flach unter dem Rasen, Brauneisenstein in einzelnen Stücken. Dieser soll ehemals in verschiedenen Hütten, die jetzt eingegangen sind, in Menge verschmolzen, und reichhaltig gefunden worden seyn. Jetzt ist von diesen Werken keine Spnr übrig, sie sind aus Mangel an Holz liegen geblieben, und endlich ganz eingegangen. Das Erz ist sonst in verschiedenen Gegenden des Thales gegraben worden, da jetzt aber überall Kornfelder angelegt sind, so läßt es sich nicht

genau bestimmen, wie weit umher es sich erstrecken mag.

Nicht nur in der Gegend des Kalksteingebirges, sondern fast längs der ganzen Bergstraße hin, bedecken weit verbreitete Mergellager den Fuß des ausgehenden Gebirges. Der mehreste Weinbau in der Ebne wird in diesem Mergel betrieben, und er zeigt sich ganz vorzüglich fruchtbar.

Nach einer alten, von einem gewissen Anselmus, Abt zu Lauresheim (Lorsch), im Jahre 1094 ausgestellten Urkunde soll: in der Feldmark der dem Kloster Lorsch gehörenden Villa Wißloch, ein Berg gewesen seyn, in welchem Gold gegraben wurde, und über dessen Nuzzung der Abt verfügte. (S. Frehers orig. palat.). Jetzt weiß kein Mensch mehr ein Wort von diesen verborgenen Schätzen.

Bruchsal, eine ziemlich bedeutende Landstadt, zeichnet sich durch seine Salinen aus.

Die Gegend umher besteht aus Gyps; näher bei Heidelberg kommt nur der beschriebene Kalkstein und kein Gyps vor.

An den Ufern des Neckars nach Heilbronn zu findet sich der gemeine Gyps in Menge. Er wird dort häufig gebrochen, auf eigenen dazu eingerichteten Pochwerken zerstampft, und dann den Neckar hinuntergebracht. Man streut ihn auf den Kleeäckern aus, wenn die jungen Kleepflanzen eben hervorkommen, und sie gedeihen bei dieser Behandlung ganz vorzüglich. Da er mit ansehnlichen Kosten gewonnen, zerstampft, verschifft, und dann noch im Lande verführt wird, so kommt er verhältnißmäßig theuer zu stehn, wird aber von den Bauern doch häufig gekauft und mit dem besten Erfolg angewendet. Der starke Absatz beweis't am besten, daß diese Methode, den Klee zu behandeln, sich durch lange Erfahrung bewährt und vortheilhaft gezeigt haben muß.

In dem Neckarthale bei Neckarelz findet sich eine Art Tuffstein, der ebenfalls den Fluß hinunter geschifft, und zum Bauen oder Kalkbrennen verbraucht wird. Die Grottenwerke und die moderne Ruine ꝛc. in dem Großherzoglichen Garten zu Schwetzingen, sind aus diesem Kalktuffe erbaut, und dieses Gestein schickt sich wegen seines löcherigen, zerfressenen Ansehns ganz besonders zu künstliche Ruinen, die, noch ehe sie sich in wirkliche verwandeln, schon uralt und verfallen aussehen.

Der Weg nach Bruchsal ist nicht so interessant, als die nach Darmstadt führende Bergstraße. Die Berge werden immer niedriger, ziehen sich weiter von der Straße zurück, und gehen endlich, außer dem Gesichtskreise des Vorüberreisenden, in einer veränderten Richtung fort, bis sich der Odenwald zuletzt gegen den Schwarzwald hin verliert.

Der Weg ist stellweise mit Alleen einge-

faßt, diese sind aber bei weitem nicht so dicht und zusammenhängend, als die auf der andern Seite von Heidelberg an der Bergstraße, und bestehen größtentheils aus Wallnußbäumen, unter denen schon viele abgängig sind. Die ohnehin häufigen Lücken vermehren sich daher noch immer mehr, und bei brennender Sonnenhitze vermißt man nur zu sehr den dichten erfrischenden Schatten jener schönen Bäume, die unter dem Schutze eines fast ununterbrochen fortlaufenden Laubdaches, den Wandrer vor der heftigen Sonnenglut bewahren, und ihn die Feuerprobe des schwühlsten Sommernachmittags wohlbehalten überstehen lassen.

Wer jemahls eine Fußreise im Sommer gemacht und selbst gefühlt hat, wie dem Wandrer zu Muthe ist, der unter der erdrückenden Last einer Gewitter-drohenden Atmosphäre, wenn alles vor Durst und Hitze lechzt, und der Sand unter den Füßen glüht, in einer baum-

leeren Gegend, ohne Schatten und Schutz fortziehen muß, der nur weiß die Wohlthat einer Regierung, die durch Gesetze das Anpflanzen der Bäume an den Straßen befördert, gehörig zu schätzen. Wie mancher müde Wandersmann mag nicht schon den Stifter dieser wohlthätigen Einrichtung gesegnet haben!

Die Straßen in diesen Gegenden sind fast immer mit Fußgängern bedeckt. Manche gehen zum Vergnügen und um sich Gesundheit und Heiterkeit zu ergehen; andere Geschäfte halber, und noch andere, weil sie keinen andern Wohnsitz haben, als die Landstraße, und reisen müssen, um zu leben.

Durch diese reich bebauten Felder zieht unaufhörlich eine Schaar von Menschen umher, die kein anderes Eigenthum haben, als das wenige tragbare, das sie mit sich führen, und keinen andern Erwerb, als die hier leider freie Kunst des Bettelns. Diese beständig reisenden

Nomaden haben als ächte Weltbürger, im streng-
sten und schlimmsten Sinne des Wortes, kein
eigentliches Vaterland, sondern gehören jedem
Staate nur so lange an, als sie nicht vom
Hunger, oder von der Polizei daraus vertrie-
ben werden. Mitten unter dem Überflusse müß-
ten sie verhungern, wenn die Wohlthätigkeit
der Landleute sie nicht davor bewahrte, und
wie man von den Bewohnern der Südsee-In-
seln sagt, giebt auch ihnen zuweilen derselbe
Baum zugleich Nahrung und Dach. — Der
Wandertrieb scheint bei ihnen nie zu ruhen;
immer sieht man leichte Abtheilungen dieses rast-
losen Heeres umherstreifen, und die Wächter
der Pflanzungen sind gegen diese Art von Reisen-
den gewöhnlich nachsichtsvoller, als gegen ande-
re; sie übersehen aus Mitleiden langmüthig man-
chen Eingriff in ihre sonst wohlbewahrten Rechte.

So wahr es ist, daß viele dieser müßi-
gen Menschen, die ihre ganze Existenz dem un-

gewissen Zufall anvertrauen, nur aus Trägheit das arbeitslose Leben erwählen, und in ihrem Elende weder Nachsicht noch Mitleiden verdienen, so ist es doch auch gewiß, daß die sehr große Menschenmenge, die es dem minder rüstigen Arbeiter schwerer macht, seinen Unterhalt zu verdienen, einigen Antheil an dieser niederschlagenden Erscheinung hat. Besonders traurig ist der Anblick der Unglücklichen, die durch körperliche Gebrechen der Mittel beraubt sind, sich eine bessere Existenz zu verschaffen. Diese verdienen wirklich Mitleiden, denn die Versorgungsanstalten in diesen Ländern sind nicht immer so zahlreich, als sie nach Verhältniß der Menschenmenge seyn müßten, und viele Menschen, die nicht arbeiten können, leben von einem Tage zum andern, ohne für den nächsten nur irgend eine Gewißheit des Unterhaltes zu haben.

Neben der größten Wohlhabenheit erscheint

auch hier, wie fast überall, die drückendste Armuth, und dem heiteren Gemälde des Wohlstandes und der reichen Lebensfülle dieses gesegneten Landes fehlt es gar nicht an Schatten!

Die weite Ebene, die sich auf der einen Seite bis an das Bergstraßengebirge hinzieht, und die ihrer ganzen Länge nach von dem Rheine durchströmt wird, ist auf allen Seiten von Gebirgen begrenzt. Es scheint fast, als wäre dieses lange Thal das ausgetrocknete Bette eines großen Sees, dessen Ufern die Gebirge, die sich an beiden Seiten daran fortziehen, vorstellen. Die verschiedenen Gebirgszüge bilden einen breiten Kanal, von welchem der Rhein jetzt nur einen sehr geringen Theil einnimmt.

Der Grund der Ebene besteht großentheils aus Kalksteingeröllen, mit abgerundeten Quarz-, Granit-, Sandstein-, Kieselschiefer-, Jaspisartigen und vielerlei andern Geschieben, wie man sie im Grunde des Rheins und auch des

Neckars antrifft. Besonders häufig sind die Kalksteingeschiebe, und man findet dieses Gerölle an den mehrsten Stellen des Thales, wenn man den Rasen und die obere Dammerde nur etwas wegräumt. Wo sich der Mergel stark angehäuft hat, da kommt dieses Gemenge nicht sogleich zum Vorschein, in den tieferen Aushöhlungen und Gruben aber findet man es gewöhnlich als Unterlage des Mergels, und es scheint über einen großen Theil der Ebene verbreitet zu seyn. Es liegt stellweise in mehreren Schichten übereinander, an manchen Stellen höher zusammengehäuft, an andern scheint es ausgehöhlt, und hin und wieder ist es mit Sand und Lettenlagen bedeckt.

Der Boden in dieser Gegend ist sehr fruchtbar. Nur in der Nähe des Rheins fängt der Sand hin und wieder an zu herrschen, und die Veränderung der Bodenart zeigt sich dort sogleich an dem Bestande der Wälder. In den

sandigen Gegenden sieht man keine Eichen: und Buchenwälder, wie sonst fast überall, sondern Nadelholz; Fichten und Kiefern nehmen die unfruchtbarsten Stellen ein.

Die durch die Ebene führenden Chaußéen sind zwar ganz vortrefflich, aber bei trocknem Sommerwetter haben sie eine Eigenschaft, die dem Reisenden sehr beschwerlich wird. Sie werden mehrentheils mit dem Kalksteingerölle, das in der Ebene so häufig vorkommt, befahren, und wenn die Kalksteine von den häufig darüber weggehenden schweren Lastwagen fein zerfahren sind, dann schweben unaufhörlich über der Chaußée Wolken von einem weißen Staube, der die Augen sehr angreift. Dieß ist eine Unbequemlichkeit, der man überall, wo dieses Gerölle den Grund bildet, ausgesetzt ist, und der Anblick manches intressanten Gegenstandes in diesen herrlichen, an Schönheit so reichen Gegenden, muß im Kampfe mit dem unleidli-

chen Staube, oft auf Kosten der Augen und Lungen, theuer erkauft werden. Manche Freude wird durch dieses den Wandrer stets feindlich umschwebende Gewölke gestört, manche heitere Aussicht getrübt, und so bequem es immer seyn mag, die Chaußée auf diese Art zu verbessern, so kann man es dem Reisenden doch nicht verdenken, wenn er von Zeit zu Zeit diese beschwerliche Einrichtung recht aus Herzensgrunde verwünscht.

Mehrere Flüsse und Bäche ergießen sich in das Rheinthal. Es ist an einigen Stellen mehrere Stunden breit, und von Heidelberg, also von dem einen Ufer des Thales, sieht man das entgegengesetzte, das gegenüber liegende Haartgebirge, nur wie ein fernes Gewölk am Horizonte ruhen. Vom Schlosse und selbst von der Brücke aus, erkennt man das jenseitige Rheinufer deutlich, und von einem erhöhten Standpunkte überblickt man eine weite Strecke der ehemals glücklichen Rheinpfalz.

Als vor mehreren Jahren die alten Grenzen Deutschlands beweglich wurden, und überall anfingen sich zu verschieben, da rückte man sie so lange zurück, bis sie diesem uralten, einst berühmten Fürstensitze endlich so nah gekommen waren, daß man sie beständig vor Augen hatte. Von dem Söller des Schlosses, von dem einst die reichen Landesfürsten ihre weitverbreiteten Besitzungen, so weit der Blick nur reichte, überschauten, und sich des Wohlstandes ihrer glücklichen Unterthanen, und des herrlich blühenden Landes erfreuten — da sah man überall französisches Gebiet. Der Rhein, der sich gleich einem Silberbande in vielfachen Krümmungen durch die reichbebaute Ebene windet, war nicht mehr deutsches Eigenthum; dieser älteste Zeuge des deutschen Heldenmuthes war für die natürliche Grenzscheide beider Reiche erklärt. Nur noch das rechte Ufer sollte dem Volke gehören, das einst seine Rechte so hel-

denmüthig zu vertheidigen wußte. Manches blutige Opfer ward ihm gebracht, manchen Leichnahm der übermüthigen Ruhestörer schwemmte er zürnend hinweg — aber er mußte dem allgewaltigen Geschicke erliegen! — Gott sey es gedankt — jetzt ist alles überstanden! — Man sieht auf das Vergangene zurück, wie auf einen schweren Traum — selbst nach dem Erwachen nicht ohne heimliches Grauen. Möge ein solches Strafgericht nie wiederkehren! —

Das Bergstraßengebirge.

Diesen Namen führt das Odenwälder-Gebirge nur an der äußersten Grenze gegen die Ebne hin, wo es sich längs der Bergstraße fortzieht.

Um die Form dieser Bergreihe, die gewissermaßen als ein Profil des an der Ebene

durchschnittenen Odenwälder-Gebirges zu betrachten ist, ganz übersehen zu können, muß man sich gehörig davon entfernen. Die Bergstraße darf man nicht zum Standorte wählen, weil diese den Bergen oft zu nah kommt, und aus einer so geringen Entfernung mancher hohe, von den weit vortretenden Vorbergen verdeckte Gipfel nicht zu sehen ist. Will man das ganze Gebirge mit einem Blicke zugleich übersehen, dann thut man wohl, von Heidelberg aus über Ladenburg — einer wegen der dort gefundenen römischen Alterthümer bekannten Stadt — bis nach Auerbach durch die Ebene fortzugehen. Dieser Weg ist wegen der Aussicht unstreitig der interessanteste.

Aus dieser Entfernung überblickt man das an der Ebene scharf abgeschnittene Gebirge in seiner ganzen Ausdehnung, und der Anblick der Berge an einem heitern Sommerabende, kurz vor dem Untergange der Sonne, ist über alle

Beschreibung herrlich. Man sieht wie in eine Feenwelt hinein!

Die hoch aufgethürmte grüne Masse, glühend und flimmernd in dem röthlichen Abendlichte, mit den feurig hervorschimmernden Dörfern, Städten und Schlössern! die unvergleichlich schön geformte Reihe von Höhen, die leuchtend wie ein von der Sonne durchglühtes Gewölk, sich hinabzieht bis an den fernen Gesichtskreis und endlich verschwindet in Nebel und Duft! das alles erscheint und verschwindet wie ein Traum, und der Blick wendet sich nur ungern hinweg von der Gegend, wenn auch schon alles erloschen ist im Dunkel! —

Von dem höchsten Porphyrgipfel über Schrießheim, der weit über alle andere Berge in der Gegend hinwegragt, fällt das Gebirge nach der Seite von Darmstadt zu etwas ab, fängt aber in der Gegend von Heppenheim wieder an sich zu erheben, bis es endlich hinter

Auerbach — einem kleinen Badeorte — den höchsten Punkt in dieser Bergreihe erreicht und den Melibokus bildet.

Dieß ist ein hoher Berg mit einem weissen Thurme auf der Spitze; er beherrscht das Rheinthal, soweit der Blick nur reicht, noch weit über Speyer hinaus, und die Aussicht von der Warte ist unbegrenzt. — Eine unabsehbare Fläche voll Leben und Reichthum liegt vor ihm ausgebreitet. Viele Städte und Dörfer auf beiden Seiten des Rheins, und ein auf tausendfältige Weise gesegnetes Land übersieht man mit einem Blick. — Tief am Horizonte beschließt eine Bergreihe die in bläulichem Duft verschwimmende Ferne; das Haartgebirge verdeckt wie ein Wolkenvorhang das vor kurzem noch französische Gebiet, und nur der Donnersberg ragt weit daraus hervor!

In der Gegend des Melibokus hört das Bergstraßengebirge auf, die Bergreihe zieht

sich in einer veränderten Richtung zurück, und führt nicht mehr denselben Namen.

Hier fängt das Maynthal an. Es vereinigt sich mit dem Thale, das den Lauf des Rheins bezeichnet, und hat wie dieses, das Ansehen eines ehemaligen Wasserbehälters von sehr großem Umfange. Die beiden Ströme kommen erst bei Maynz zusammen, nachdem die ihnen angehörenden Gebiete sich schon früher berührt haben.

Über die Entstehung des wahrscheinlich verstümmelten Namens Melibokus, läßt sich nichts mit Gewißheit sagen. Daß er von Römern herstammt, wird für gewiß gehalten, weil die Römer bekanntlich in dieser Gegend häufige Niederlassungen hatten, und dieses Gebirge ihrer Aufmerksamkeit werth gehalten haben müssen, wie eine nicht völlig vollendete Säule von römischer Arbeit beweis't, die noch jetzt im Gebirge auf dem Wege zu dem Melibokus zu sehen ist.

Diese Bergreihe ist sehr reich an interessanten Ansichten. Mehrere Ruinen zerstörter Bergschlösser liegen am Fuße des Gebirges in geringer Entfernung von einander. Sie haben alle eine freie Lage an steilen Bergabhängen, und sind daher von weitem zu sehen. Unter jeder Ruine liegt im Thale ein Städtchen. Nur wenige Überreste von Mauern und Zinnen sind der Zerstörung entgangen, einzelne Thürme sind nur noch übrig, und schauen aus der Höhe auf das Thal nieder, wohin sich jetzt alle Thätigkeit und alles Leben hinab gezogen hat, und die morschen Trümmer einer kräftigen Vorzeit beherrschen still die verlassenen Höhen; das üppigere Leben aber sammelte sich in der reicheren Tiefe! — Städte, Dörfer, Weinberge und Gärten bekränzen in einer ununterbrochenen Reihe den Fuß des Gebirges, dessen bewaldete Gipfel den Hintergrund bilden, und die Straße zieht an den Bergen hin, beschat-

tet von Obstbäumen, und umgeben von den fruchtbarsten Feldern.

In diesem Gebirge wechselt an mehreren Stellen der mit rothem oder gelblichtem Sandstein bedeckte Granit mit Porphyr und einem fast reinen Feldspathgesteine ab, und die Hornblende zeigt sich häufiger als bei Heidelberg, z. B. zwischen Weinheim und Heppenheim im Sienite, und an anderen Stellen, bei Auerbach rc., als Hornblendgestein. — Im Sienite dieser Gegend kommt braun Menakerz in Menge vor, und in einigen Foßilien dieser Gegend zeigen sich beim Zerschlagen größerer Stükke, Spuren von Schwefelkieß, der hier häufig verbreitet zu seyn scheint. Außerdem findet man in den Thälern Kalzedone von verschiedenen Farben, grünen Porphyr in Geschieben, und eben so, jedoch seltener, gemeinen Opal; graulich weißen Kalkstein in Lagen rc.

In dem bei Schrießheim ausgehenden Tha-

le hat man ehemals vermittelst eines Stollen, der jetzt größtentheils zusammengefallen ist, Schwerspath, mit bläulichem Flußspath gewonnen. Jetzt ist die Arbeit völlig verlassen, und einzelne Stücke, die in der Gegend umher liegen, sind die einzigen Spuren von dem eingegangenen Baue. In Schrießheim wird ein Werk auf Allaun und Vitriol betrieben; die dazu verbrauchten Erze sind Arsenik haltig. Es ist eine Privatunternehmung mehrerer dazu vereinigten Theilhaber; und das Werk scheint einen guten Fortgang zu haben.

Übrigens zeigen sich in diesen Bergen keine merkwürdige Abänderungen des Gesteines, und die äußere Form ist unstreitig die interessantere Seite des Bergstraßengebirges.

Obgleich das Odenwälder=Gebirge sich nicht sehr bedeutend über die Ebene erhebt, so weicht es im Klima doch merklich davon ab. Oben auf den Bergen ist es kälter und feuch=

ter als im Thale, und im Innern des Gebirges kommen manche zartere Pflanzen, die in der Ebene vortrefflich gedeihen, nicht mehr fort. So z. B. ertragen der Weinstock, der Mandelbaum, der Luzerner Klee, lauter Gewächse, die man in der Ebene häufig und in großer Vollkommenheit antrifft, das strengere Klima in den Bergen nicht gut. Eben so ist es mit einigen feineren Obstarten und Gartengewächsen. Dagegen gedeihen der Rocken, der Hafer, der Buchweitzen und die übrigen Getreidearten oben vortrefflich, und der Baumwuchs im Gebirge, besonders in den Thälern und geschützten Niederungen, ist bewundernswürdig. Eichen und Buchen von ganz ungewöhnlicher Höhe, dabei schlank und gerade wie Tannen, nehmen die fruchtbarsten Stellen ein; wo der Boden minder ergiebig ist, bedecken dichte Nadelholzwälder, und hin und wieder einige in neueren Zeiten besonders in dem Schönauer

Forst, gemachte Lerchenbaumanlagen, das Gebirge. Auch Birken kommen auf den Bergen häufiger vor, als in der Ebene, sie werden jedoch von den Forstleuten in diesen Gegenden nur wenig geschätzt.

In der Nähe der Dörfer, die gewöhnlich in Thälern erbaut sind und eine geschützte Lage haben, sieht man unter den Kornfeldern zuweilen auch Aecker mit rothem Klee, oder mit Rübsaamen, der zu Oel gezogen wird; im ganzen aber ist der Bau der Futter- und Handels-Gewächse im Gebirge nicht bedeutend. Auch auf die Obstzucht scheint man sich in den rauhesten Gegenden weniger zu legen. Die zarteren Gattungen, die das Klima im Freien nicht ertragen, könnten nur durch sorgfältige Wartung durchgebracht werden, und passen für diese Gegenden nicht, da sie wenige Stunden davon, ganz ohne alle Pflege, in weit größerer Vollkommenheit gedeihen, und also die an ihre

künstliche Erhaltung gewandte Mühe nicht belohnen würden. Aber auch die härteren Obstarten werden in dem kältesten Theile des Gebirges nicht häufig gezogen, und die Bäume unterscheiden sich von denen derselben Gattung an der Bergstraße sehr merklich, sowohl in den Früchten, als auch in der Blüthezeit. Wenn z. B. manche frühreife Kirschen bei Heidelberg schon anfangen sich zu röthen, dann blühen zuweilen tief im Gebirge die Kirschbäume kaum noch, und wenn die Bergstraße in voller Blüthe steht, liegt im Innern des Odenwaldes in Thälern und an Bergabhängen hin und wieder oft noch Schnee.

Der Unterschied in dem Klima verschiedener Orte, die nur ein paar Stunden auseinander liegen, ist auffallend. Es ist, als wenn verschiedene Jahrszeiten zugleich in geringer Entfernung neben einander erschienen. Oft, wenn im Thale noch manche verspätete Herbstblume

fortblüht, hat auf den benachbarten Bergen der Nachtfrost schon alle Pflanzen getödtet, und wenn einige Stunden von Heidelberg alle Berge und Thäler mit Schnee bedeckt sind, zeigt sich in Mannheim noch keine Spur vom Winter.

Selbst zwischen Heidelberg und Mannheim ist schon ein merklicher Abstand. Das Klima von Heidelberg ist wegen der Nähe des Gebirges rauher, als näher am Rheine, und in manchen Jahren ist der Unterschied auffallend.

So lang der Winter nicht mit aller Strenge eingetreten ist, fällt gewöhnlich nur von Zeit zu Zeit in der Nähe der Berge Schnee, dieser erstreckt sich aber nicht leicht über ein paar Stunden weit vom Fuße des Gebirges in die Ebene hinaus. Dort hört er auf, und in der Mitte des Rheinthales ist es noch Herbst, da am Rande der Ebene schon der Winter herrscht. Wird es endlich recht ernstlich Winter, (dieß geschieht selten vor Neujahr), dann frieren die

Ströme zuweilen zu, und die ganze Ebene wird bedeckt mit Schnee. Dazu kommt es jedoch in manchen Jahren gar nicht.

Wegen der Lage von Heidelberg ist es nichts seltenes, daß dort herum schon Schnee liegt, wenn auf dem halben Wege nach Mannheim die Chaußée noch völlig unbedeckt ist, und man fährt in den Gassen von Heidelberg in manchen Jahren wohl gar schon auf Schlitten, wenn in dem nahen Mannheim noch kein Schnee gefallen ist. Solche Schlittenfahrten werden jedoch zu Zeiten auch etwas voreilig unternommen. Die erste Spur von Schnee giebt alsbald Veranlassung zu einer Schlittenparthie; die sparsamen Flocken, die oft mit Regen untermengt, mehr Wasser als Schnee bringen, werden sogleich benutzt; man macht unverzüglich Anstalten zu dem lang ersehnten Feste. Alles ist mit Vorbereitungen beschäftigt, und die ganze Stadt ist in unruhiger Bewegung. Un-

ter lautem Schellengetön, und wenn es Nacht ist, begleitet von Fackeln, erscheint eine Reihe wunderlich geformter Schlitten, mit elenden Pferden bespannt, zieht in abentheuerlichem Aufzuge mit großem Getöse in den Gassen umher, und die ganze Gegend tönt wieder von dem freudigen Jubel. Aber eh noch die glänzende Lustparthie zu Ende geht, ist oft schon aller Schnee wieder verschwunden, und die fröhlich begonnene Schlittenfahrt endigt nicht selten als ein verdrießliches Karren auf dem schmutzigen Pflaster.

Wenn in diesen Gegenden auch Schnee genug gefallen ist, so entsteht doch gewöhnlich keine gute Schlittenbahn, weil nicht Schlitten genug fahren, um dem Wege die gehörige Festigkeit und Glätte zu geben, und weil die beständig fahrenden Wagen den Schnee zu sehr aufwühlen, ihn daher zu locker machen.

Tiefer im Innern des Gebirges ist das

ganz anders. Dort liegt der Schnee weit höher, und viel längere Zeit, und der Winter herrscht dort auf den mit Waldungen bedeckten Bergen zuweilen fast mit nordischer Strenge. Jedoch dauert sein Regiment auch dort nicht leicht über vier Monate; der milde Himmel duldet den hyperboräischen Barbaren nicht lange in seiner Nähe, und vertreibt ihn bald aus den gesegneten Regionen!

Klima und Vegetation.

Mannheim liegt unter	49 Gr.	27 M.	55 S.	n. Br.		
Heidelberg	—	—	49 —	24 —	50 —	—
Heilbronn	—	—	49 —	7 —	48 —	—

Der ganze Landstrich, von dem bis jetzt die Rede gewesen ist, nimmt also noch keinen halben Grad der Breite (20 M. 7 S.) ein, und doch erleidet das Klima in diesem geringen Umkreise manche bedeutende Abänderungen.

Der höchste Berggipfel über Heidelberg erhebt sich noch nicht völlig 1500 paris. Fuß über dem Neckar; die mehrsten anderen Berge sind entweder nur etwa halb so hoch, oder steigen doch nicht über 1000 Fuß hinein; eine Höhe, die unter diesem Himmelsstriche keine bedeutende Veränderung in der Temperatur hervorbringt, und die auf die Vegetation nur einen geringen Einfluß äußert. Jeder einzelne dieser Berge, etwa nur mit Ausschluß einiger ausgezeichnet hoher Berggipfel, würde also keine merkliche Veränderung in dem Klima der umliegenden Gegend hervorbringen, wenn er in der Ebene isolirt stünde, und man müßte auf der Höhe des Gebirges, nach dieser Voraussetzung, ungefähr das Klima der Ebene wieder finden, nur mit einigen Modifikationen wegen der den Winden mehr ausgesetzten Lage. Das aber ist, wie gesagt, nicht der Fall. Schon vor Neujahr erscheint der Winter auf den Bergen, und

die kältere Temperatur des Gebirges theilt sich sogar dem Rande der daran grenzenden Ebene mit.

An dieser Erscheinung mögen mehrere Ursachen zugleich Antheil haben. — Daß selbst schon jede hügelichte Gegend kälter und rauher ist, als die angrenzenden Ebenen, und daß der Schnee zwischen den Hügeln länger liegen bleibt, als auf der ebenen Fläche, ist bekannt. Die Einwirkung der Sonnenstralen wird durch die Unebenheit des Bodens geschwächt; in den Thälern und Schluchten, und an nördlichen Abhängen, liegen Schnee und Eis lange, weil die Sonne nicht auf solche Stellen gehörig einwirken kann. Durch den häufigen Schnee wird die darüber wegstreichende Luft bis spät in den Frühling hinein abgekühlt; das Eis verhindert die Erwärmung des Bodens, und es entsteht in der Gegend nothwendig eine rauhere Temperatur. — Was von bloßen Hügeln gilt,

muß bei einem Gebirge in noch höherem Grade statt finden, da die Unebenheit des Bodens grösser ist, und die Thäler und Schluchte häufiger, tiefer, und den Sonnenstralen noch weniger zugänglich sind, als in dem blos hügelichten Lande. Sind die Berge noch überdem mit dikken Wäldern bedeckt, wie dies in dem Odenwalde der Fall ist, so ist das eine Ursache mehr zur Erzeugung eines strengeren Klima's. Der von Bäumen beschattete Boden ist dem Zutritte der Sonne verschlossen, der Schnee häuft sich in den Wäldern an, und bleibt lang darin liegen, es findet kein freier Luftwechsel statt, und die daher allen Waldungen eigene Feuchtigkeit trägt mit dazu bei, das Klima rauher zu machen. Es läßt sich daher wohl einsehen, warum ein weit verbreitetes, fast überall mit zusammenhängenden Waldungen bedecktes Gebirge — wenn die einzelnen Berge auch nicht hoch genug sind, um die Temperatur der Luft sehr

merklich abzuändern — kälter und feuchter ist, als eine fortlaufende, auf allen Seiten durch Gebirge beschützte Ebene, und warum der Winter auf diesen Höhen länger anhält, als unten am Rheine.

An dem früheren Eintritte der kalten Witterung im Gebirge mag auch das nah gelegene Schwarzwälder-Gebirge einen bedeutenden Antheil haben. Es fängt, an der südlichen Grenze des Odenwälder-Gebirges an, sich zu erheben, steigt zu einer weit ansehnlicheren Höhe hinauf als dieses, und enthält Berge, auf denen die Vegetation schon große Veränderungen erleidet, und die auf die Temperatur der ganzen Gegend einen bedeutenden Einfluß haben. Auf den Höhen des Schwarzwaldes herrscht daher ein äusserst strenges Klima; man kann dort in manchen Jahren, bis zu Anfange des Frühlings, kein Holz fällen, weil der Schnee so hoch liegt, daß den Wäldern im Winter gar nicht beizukommen ist.

Von dieser Seite wehen im Spätherbst die rauhen Winde, die Schnee und Frost in die Neckargegenden bringen, und das Schwarzwälder-Gebirge theilt auf solche Weise dem Odenwalde die strengere Witterung mit.

Bei Heidelberg bringen die ohnehin rauhen, kalten Ost- und Nordwinde in den Wintermonaten eine um so unfreundlichere Witterung hervor, da sie auf ihrem Wege gerade über den höchsten, rauhesten Theil des Odenwälder-Gebirges hinwegstreichen. Die Berge auf dieser Seite sind fast überall mit dicken Wäldern bedeckt, auf den Höhen, die diese Winde auf ihrem Zuge berühren, liegt der Schnee vom Herbst an, bis spät in den Frühling hinein; sie ziehen daher über weite Schneefelder weg, und wehen sehr rau und kalt. Oder sie kommen im Herbst auch überladen mit Dünsten in den Neckargegenden an, und machen die ohnehin feuchte, neblichte Luft noch trü-

ber. — Diese dünstevolle Atmosphäre im Gebirge scheint den zarteren Gewächsen ganz besonders schädlich zu seyn, weil der Frost, bei einem solchen Zustande der Luft, den Pflanzen doppelt gefährlich ist, und sie, wie die Erfahrung lehrt, viel leichter zerstört, als eine trockne Kälte.

Der Odenwald zeichnet sich zu Ende des Herbstes und im Anfange des Winters, durch ein Übermaaß von Wolken und Nebel aus. So lang es nicht friert, ist es in dieser Zeit um Heidelberg herum oft so trübe und neblicht, daß man Tage lang die Gipfel der Berge nicht zu sehen bekommt. Schwere Nebelwolken ziehen daran umher, verdecken zuweilen alle Berge bis in die Ebene hinab, und lagern sich zuletzt um die bewaldeten Gipfel, die sie dann völlig einhüllen.

Auch noch an der Grenze des Gebirges verräth sich die Feuchtigkeit der oberen Region

durch häufige Nebel und Regen. Das Bergstrassengebirge ist im Spätherbst zuweilen so dicht in Nebel gehüllt, daß es aus einiger Entfernung gar nicht zu sehen ist, und ein Fremder, der von dessen Existenz nichts wüßte, würde, wenn er an einem recht trüben Herbsttage von Mannheim nach Heidelberg gereis't käme, manchesmal die Nähe des Gebirges nicht ahnen. Die Berge scheinen sich, wenn die Luft in der Ebene schon rein ist, und die Nebel sich eben an den Bergen niederschlagen, vollkommen in Dünste aufgelös't zu haben, und das Ganze gleicht einem dicken, unbeweglich ruhenden Nebelgewölke. — Aber wie höchst überraschend ist der Anblick, wenn sich die schwere Dunstmasse endlich zertheilt, der Vorhang aufrollt, und unerwartet im hellsten Sonnenlichte stralend die nahen Berge in ihrer ganzen Schönheit und Pracht vor den Augen des Staunenden ausgebreitet da liegen, wie ein Werk der Zauberey! —

Solche schnelle Übergänge von einer trüben, mit Dünsten überladenen Atmosphäre, zu dem heitersten Blau des Himmels, sind in diesen Gegenden, selbst im Spätherbste, nichts Seltenes. Die Niederschläge und Auflösungen im Luftkreise erfolgen in äußerst kurzen Zwischenzeiten, und es ist oft interessant zu sehen, mit welcher Geschwindigkeit sich aus einem trüben, neblichten Morgen der heiterste Vormittag entwickelt.

Die Witterung nah am Fuße des Gebirges ist gegen den Winter hin äußerst unbeständig. So schnell die Sonne zuweilen durch die Wolken hindurch bricht, und alle Dünste zerstreut, eben so unerwartet überzieht oft ein dichtes Nebelgewölk den klarsten Herbsthimmel, und vereitelt alle, auf die Hoffnung eines heiteren Tages gebaute Pläne. In der Mitte des Rheinthales ist dieser beschwerliche Wechsel nicht so bemerklich. Die Unbeständigkeit des Wetters

der oberen Gebirgsregion pflegt sich gewöhnlich nur auf einen schmalen Streif der Ebene, zu= nächst an den Bergen, einzuschränken, und die Wolken bleiben mehrentheils an den Bergspiz= zen hängen, bis sie sich in Regen ergießen oder vom Winde zerstreut werden.

Das Klima von Heidelberg ist wegen der dort aus dem Neckarthale fast beständig ziehen= den scharfen Luft, Kranken, die an der Brust leiden, sehr gefährlich, und entspricht, wenig= stens in diesem Falle, den Erwartungen gar nicht, die man sich von der heilbringenden Ei= genschaft der Luft eines milden Himmelstriches zu machen pflegt. Zuträglicher ist solchen Per= sonen der Aufenhalt näher am Rheine.

Da Heidelberg aus drei Weltgegenden die rauhen Einflüsse einer unfreundlichen Nachbar= schaft empfängt, und nur gegen Abend dem Zutritte einer milderen Luft völlig offen liegt, so ist es leicht einzusehen, daß es sich im Kli=

ma von den Orten in der Mitte des Rheinthales unterscheiden muß. Indessen kommen doch am Ausgange des Neckarthales, in den Gärten um Heidelberg, die Mandel- Aprikosen- und Pfirsichbäume sehr gut fort, und man vermißt dort nicht leicht irgend eine der zarteren Gartenpflanzen, die in der Ebene gedeihen. Wahrscheinlich verdanken alle diese Gewächse ihre Erhaltung der geschützten Lage. Die Gärten liegen im Schutze der Berge, sind gegen die Einwirkung der rauhen Winde dadurch verwahrt, und die etwas kühlere Temperatur der Luft scheint diesen Pflanzen nicht so verderblich als die kalten, rauhen Winde, die im Gebirge wehen.

Höher im Gebirge werden nicht nur alle diese genannten Gewächse, sondern sogar auch die dort einheimischen Baumarten zuweilen durch die früh eintretenden, noch öfter aber durch die noch spät im Frühling nachkommenden Fröste

zerstört. Im Innern des Odenwaldes sind schon ganze Schläge junger Buchen erfroren, und die Bäume leiden in manchen Jahren durch den Druck des häufigen Schnees, oder durch Reiffrost; — ein Beweis, wie rauh das Klima oben ist.

Wenn man dieses rauhe, kalte, neblichte Gebirge betrachtet, und dicht daneben die gesegnete Ebene mit dem unendlichen Pflanzenreichthum, in der ganzen Schönheit eines von dem milden Himmel auf tausendfältige Weise herrlich geschmückten Landes — wie auffallend ist nicht der Kontrast!

Das Rheinthal ist, da es fast auf allen Seiten von Bergen umgrenzt wird, gegen die rauhesten Winde vollkommen geschützt, und empfängt die wohlthätigen Einflüsse eines ohnehin milden Klimas in doppeltem Maaße. Der ebene Boden liegt der Einwirkung der Sonnenstralen überall offen, die zwischen den Grenz-

gebirgen in dem breiten Thale nicht zu eng eingeschlossene Luft wird im Sommer oft bis auf einen hohen Grad erwärmt, und der Pflanzenwuchs dadurch außerordentlich beschleunigt; auf das Gefühl aber wirkt dennoch diese Hitze nicht so unangenehm, wie die feuchte, niederdrückende Wärme einer mit Dünsten angefüllten Atmosphäre in morastigen Gegenden. Das Bergstraßengebirge steht wie eine hohe Wand gegen die Sonne aufgerichtet, empfängt ihre Stralen, wirft sie zurück, und in dieser grossen Treiberei ist es, wo die Natur den ungewöhnlichen Reichthum des Pflanzenwuchses hervorbringt, der den Beobachter in Erstaunen setzt. Diese üppige Vegetation, die sich überall so frisch und kräftig in zahllosen Formen gewaltsam hervordrängt, beweis't eine außerordentliche Zeugungskraft der Elemente! — Der milden Einwirkung dieser lauen, befruchtenden Luft, auf den mit Lebenskeimen überfüllten Bo-

den, verdankt dieser Landstrich seine bewundernswürdige Fruchtbarkeit!

Mehrere Gewächse des wärmeren Erdstriches gedeihen hier vollkommen neben den verschiedenen Getreidearten. Auf demselben Felde mit dem schönsten Rocken, erreicht jährlich der Mays, oder das sogenannte türkische Korn, seine vollkommene Reife und Ausbildung. Unter den mannigfaltigen Gartengewächsen und Gemüsen, womit die Felder bestellt sind, bringen Mandel-, Pfirsich- und Aprikosenbäume ihre Früchte, ohne alle Pflege zur Reife. Ein Wald von Kastanienbäumen liefert die eßbaren Früchte im Überflusse. Mehrere aus dem südlichen Europa herübergebrachten Weintraubenarten kommen unter den einheimischen vortrefflich fort. Alle Arten von Handelsgewächsen, die der fleißige Landmann in diesen fruchtbaren Feldern angepflanzt, gedeihen in großer Vollkommenheit, und nicht leicht mißräth irgend eine Fruchtgattung!

Der Feldbau wird größtentheils mit vielem Fleiß und mit Einsicht betrieben. Man sieht auf derselben Feldmark oft die mannigfaltigsten Feldfrüchte und Handelsgewächse neben einander An der sorgfältigen Bearbeitung des Landes erkennt man die Thätigkeit der Eigenthümer, und an der verschiedenen Bebauungsart zugleich das Nachdenken, das sie dabei leitet. Diese Art der Bewirthschaftung ist auf Beobachtung und Spekulation gegründet, und weicht sehr merklich von der blos sklavischen Befolgung irgend eines verjährten Systemes ab. — Die Besitzer der einzelnen Äcker wechseln beständig mit dem Anbau der verschiedensten Gewächse, weil die Erfahrung sie von dem Nutzen dieser Methode überzeugt hat, und weil jede Veränderung in den merkantikischen Verhältnissen auch eine Abänderung in der Wahl der jedesmal anzubauenden Pflanzen nothwendig macht. Bei dem vermehrten Absatze ir-

gend eines Handelgewächses erscheint auf den hiesigen Feldern sogleich der Gegenstand der stärkeren Nachfrage in Menge; aber das Gewächs verschwindet auch wieder, wenn die Nachfrage aus irgend einem Grunde aufhört. Wenn daher in einigen Jahren zuweilen ganze weitläuftige Strecken mit einem gewissen Handelsgewächse bedeckt sind, so ist es in den folgenden oft, als ob diese Pflanze ausgerottet wäre; man sieht sie nirgend mehr, weil die Nachfrage aufgehört hat. So z. B. nahm der Bau des Krapps, des Tabacks ꝛc. wegen der Handelsverhältnisse mit Holland schnell überhand u. s. w. Daß eine solche Art zu Wirthschaften einen sehr reichen und fruchtbaren Boden erfordert, ist leicht einzusehen, und die Möglichkeit diese Wirthschaftsmethode ohne Schaden anwenden zu können, zeigt den Kulturzustand der hiesigen Felder deutlich genug. —

Nur aus dieser, mit immer reger Auf-

merksamkeit auf das physische und merkantilische Bedürfniß, nach den Umständen beständig zweckmäßig modifizierten Bewirthschaftungsart läßt es sich einigermaßen erklären, wie es den Bauern dieser Gegend möglich ist, für einen Morgen Feld (40960 rheinische Quadratschuh, also etwas mehr als eine revisorische Loofstelle) in dem besten Boden, zuweilen bis an 1000 Gulden (etwa 190 holl. Dukaten) zu bezahlen. Der Preis ist so übertrieben hoch, daß nur die einsichtsvollste Benutzung des bewunderns-würdig fruchtbaren Bodens die Rente für das Kapital herausbringen kann.

Wegen der häufigen Zerstückelung des Eigenthumes sind die hiesigen Felder, da an jeder Feldmark in der Regel viele Besitzer einzelner Äcker Antheil haben, fast durchgängig in schmale, gleichlaufende Streifen abgetheilt, wodurch sie im Sommer ein seltsam buntscheckiges Ansehn erhalten. Fast jeder Acker ist mit

einer anderen Fruchtgattung bebaut, und wenn mancher einzelne Streif eben in voller Blüthe steht, wird nicht selten der angrenzende erst bearbeitet, oder ist wohl gar schon abgeerndtet. So z. B. steht die zur Saat übergehaltene Luzerne in voller Blüthe, wenn der Rocken schon geschnitten ist, und der zum Futter bestimmte Klee ist schon einmal gemäht, eh noch der Buchweitzen ausgesäet wird ꝛc.

Rocken, Gerste, Hafer und Buchweitzen sieht man in der fruchtbarsten Gegend an der Bergstraße selten; häufiger werden sie in den Sandgegenden am Rheine, und am häufigsten im Gebirge, wo sie fast alle Felder einnehmen, gebaut. Dagegen zieht man hier Weitzen, mehr aber noch Spelz (Triticum spelta), eine dem Weitzen sehr ähnliche Fruchtgattung. Außerdem füllen die Äcker in buntem Gemische: Erbsen, Bohnen, Linsen, Wicken, Kartoffeln, mehrere Rüben- und Kohlgattungen, Rübsa-

men, Mohn, Krapp, Taback, Mays, rother Klee, weißer Klee, Luzerne, Möhren, Rettig, Flachs, Hanf, zuweilen Hopfen, türkische Bohnen, Zuckererbsen und Gartengewächse mancherlei Gattung. Zugleich ranken auf der Erde, zwischen den höheren, nicht zu dicht bei einander stehenden Pflanzen, Gurken und Kürbisse umher. Diese letztern sind besonders häufig. Man sieht ihr üppig geformtes Laub oft in den Gräben an der Chaußée in reichen Fruchtgewinden herabhängen, und die verschieden gefärbten Früchte, zuweilen von ungewöhnlicher Größe, schimmern malerisch aus dem Grün hervor.

Einen Anblick ganz eigener Art gewährt der Mays, der hier eine sehr ansehnliche Höhe erreicht. Die großen, schilfartig geformten Blätter, und die vollen, auf allen Seiten herabhängenden goldfarbenen Ähren geben dieser schönen Pflanze ein fremdartiges Ansehen, das

sie auf den Feldern unter allen andern Gewächsen sonderbar auszeichnet.

Aus den Samenköpfchen des Mohns, der hier, wie der Rübsamen, nur wegen des Samens zum Ölschlagen gezogen wird, soll eine dem Opium ähnliche Substanz ausschwizzen. Man hat die Wirkung davon jedoch so sehr unbedeutend gefunden, daß hier von dieser Eigenschaft der Pflanze kein Gebrauch gemacht wird.

Der hiesige Krapp, und der Taback, sind von vorzüglicher Güte, eben so alle Arten von Feld- und Gartenfrüchten, und der Futterbau hat einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt. In der Ebene sieht man kein weidendes Vieh; es wird alles auf dem Stalle gefüttert, und den Mangel an hinlänglichen Wiesen ersetzen unabsehbare Kleeäcker, die großentheils mit der hier ganz unvergleichlich kräftig wachsenden Luzerne (Medicago sativa) bedeckt

sind. Man schneidet sie jährlich drey- und mehrmal, reißt den Acker in mehreren Jahren nicht von neuem auf, und erhält, bei einer zweckmäßigen Behandlung, immer von Jahr zu Jahr die reichsten Erndten an Kleeheu, oder an frischem Viehfutter. Dieses vortreffliche Futterkraut hat einen großen Antheil an dem allgemeinen Wohlstande des Landmannes der hiesigen Gegend. Aber auch nur unter diesem milden Himmel sieht man es in seiner ganzen Vollkommenheit; weiter nördlich gedeiht es nicht ganz so vortrefflich.

Der Weinbau wird an der Bergstraße mit großem Eifer betrieben. Fast der ganze Abhang des Gebirges ist mehrere Stunden weit mit zusammenhängenden Weinpflanzungen, theils an Bergen, theils in Gärten, bedeckt. Obgleich der hier gezogene Wein an Güte dem in einigen Gegenden des Rheines wachsenden nachsteht, so verfehlt er doch seine Wirkung keinesweges.

Bacchus, der Freudebringer, hat hier seine Geweihten so zahlreich und so lebensfroh, als nur irgendwo! — Dankbar wird seine Gabe empfangen, und man bringt ihm fleißige Opfer dafür!

Es ist nicht immer nur das geistreiche Getränk, das die Freude der Feste erhöht; wo der beste Wein getrunken wird, herrscht oft am wenigsten Frohsinn. Nur der freudige Muth, den jeder mitbringt, giebt den Festen das Leben, und dieser fehlt hier gewiß nicht.

Heidelberg war von jeher vor allen Städten dem Gotte des Weines und der Freude geweiht! Es besitzt in dem unermeßlichen Fasse, das, wenn es gefüllt wäre, allein hinreichen würde, den Durst eines ganzen schmachtenden Volkes zu löschen, ein würdiges Denkmal, das seines Gleichen nicht hat; denn das auf dem Königstein befindliche soll bei weitem kleiner seyn. Selbst noch in den wurmstichigen Über-

resten ehrwürdig, entflammt dieser Koloß jeden ächten Verehrer des Weins zur Begeisterung, und erweckt bei den Heidelbergern manche wehmüthige Erinnerung an die goldenen Zeiten, die nun vorüber sind. Als noch beide Ufern des Rheins zusammen gehörten, wurde der Zehnte von allem gebauten Weine, aus den verschiedenen Distrikten des Landes, in diesem ungeheuren Behälter aufbewahrt; nach vollbrachter Weinlese ergossen sich unzählbare kleinere Fässer in dieses unermeßliche, die goldne Fluth schwoll, durch alle diese Quellen genährt, endlich heran zu einem Meere, und der ganze, ungeheure Raum dieses Fasses war zuweilen völlig ausgefüllt mit Wein! —

Noch jetzt gedenken die Pfälzer, bei denen sich ein gewisser Stolz auf den ehemaligen Reichthum ihres Landes erhalten hat, mit Selbstgefühl dieser Herrlichkeit, und der Kunstfreund kann kaum mit größerer Andacht die heiligen

Trümmer der Vorzeit betreten, als mancher alte Zecher den Keller, wo jetzt der Koloß modert.

Daß überhaupt der Wein nicht leicht irgendwo treuere Verehrer haben kann, als hier, davon überzeugt man sich leicht durch den Augenschein! Mit stets heiterem Sinne, benutzt das lebensfrohe Volk jeden Sonn- und Feiertag, da die Arbeit ruht, zum Trinken und Schmausen.

Aber merkwürdig ist es, daß bei den häufigen Trinkgelagen so selten ernstliche Händel entstehen! Der Nationalcharakter der Bewohner dieser Gegenden zeigt hierin eine auffallende Abweichung von der Sinnesart des Volkes in einigen benachbarten Provinzen Deutschlands.

Zu förmliche Schlägereien kömmt es fast gar nicht, und der hitzigste Streit endigt höchstens mit einem überlauten Wortwechsel, wobei es dann in der Regel auch bleibt. Dage-

gen schlagen sich die Bewohner der Gegenden in Oberdeutschland, wo viel Bier getrunken wird, bei ihren Gelagen unaufhörlich, und es wird so mancher dabei umgebracht. — Dieser finstere Kanibalensinn ist den mehr zu Scherz und Leichtfertigkeit geneigten Weinbauern völlig fremd. Hier vertrinkt man seine Sorgen, und nebenbei auch wohl Hab' und Gut, aber dafür ist man des Lebens auch recht von Herzen froh! Bei den düster gestimmten Biertrinkern hingegen entfesselt der Rausch sogleich alle Furien, und die schrecklichsten Ausbrüche einer rohen Leidenschaftlichkeit sind die unseligen Folgen davon. Die barbarische Gemüthsart der Soldaten aus manchen Theilen des Kornbauenden Deutschlands ist aus vielen Beispielen bekannt. Nicht selten endigt unter diesen Leuten ein mit thierischer Wildheit begonnenes Fest mit Mord und Todtschlag! So etwas sieht man hier nie.

Freunde und Feinde zechen heiter mit einander, und fängt zuweilen einer oder der andere auch an, Ausfälle auf seinen Widersacher zu machen, so kommt es doch nicht leicht zu weitere Ausbrüche; der Beleidigte rächt sich durch ähnliche Sticheleien, trinkt etwa ein Glas Wein mehr als gewöhnlich, und verschluckt dann ohne weitere Beschwerde die Pillen des erzürnten Gegners.

Bei allen, selbst sehr zahlreichen Versammlungen des Landvolkes bemerkt man das wilde, thierische Toben nicht, wie in manchen nördlichen Ländern. Bei der größten Fröhlichkeit herrscht immer ein gewisser Anstand, der nie ganz vernachläßigt wird, und das Volk ist hier, wie das Klima, milder in allen Äußerungen seiner Individualität. Mit dem Gerstensafte ist auch der altdeutsche kriegerische Sinn verschwunden. Der allgemeine Frohsinn vereinigt die unähnlichsten Gemüther zur gemein-

schaftlichen Feier der häufigen Feste, und alles hüpft, wirbelt und freut sich einträchtig mit einander in Bacchus heiterem Dienste!

Das üppige, frivole Leben der Menschen in dieser Gegend paßt vollkommen zu dem verschwenderischen Reichthum der hiesigen Natur!

Nur ungefähr drei Monate lang ruht die Vegetation, die übrigen drei Viertheil des Jahres ist sie in beständiger Thätigkeit. Die Ströme frieren selten völlig zu, und die strengen Winter, da der Rhein mehrere Wochen lang gefroren war, werden in den Annalen der Witterungskunde als seltene Ausnahmen genannt. Der Frost dringt nicht tief in den Boden ein; die erste Frühlingswärme vertreibt ihn bald aus der Erde, und oft zeigen sich schon in der Hälfte des Februars Spuren des wiederkehrenden Frühlings; der wenige Schnee verliert sich, und die Lerchen lassen sich hören.

Dieß ist eine höchst angenehme Zeit. Nur

wenige der ersten milden Tage haben eine Ähnlichkeit mit dem schnell vorübergehenden, aber auch um so reizenderen Frühling im Norden. Dann weht hier dieselbe laue, begeisternde Luft, es herrscht dasselbe Gewühl; die Wasser rauschen, die Vögel kehren zurück, und alles erwacht zum Leben! — Einige Zeit später aber wird der hier allmälig erscheinende und lang anhaltende Frühling schon mehr einem milden Vorsommer ähnlich.

Interessant ist es zu sehen, wie sich das Wiederaufleben der Vegetation ankündigt. Oft noch aus dem Schnee hervor, blüht das zarte Schneeglöckchen (Galantus nivalis) auf, und es scheint beiden Jahreszeiten, deren Übergang in einander es bezeichnet, zugleich anzugehören; es vereinigt in der niedlichen Blume das reinste Weiß des Winters, mit dem zarten Hellgrün des ersten Frühlings, und ist der Vorbothe einer milden Witterung.

Der Frühling, Sommer und Herbst verfließen hier so unmerklich in einander, daß man die Übergänge kaum wahrnimmt. Was man blühen sah, trägt endlich Früchte, und doch ist die Witterung nicht sehr bedeutend verändert. Einzelne Sommer zeichnen sich zwar durch eine ungewöhnliche Hitze aus, wie überall (in neuern Zeiten hat man in einigen Gegenden des Rheinthals, namentlich in Straßburg, eine Hitze von 30° Reaumur bemerkt). Der lange Frühling aber, und der bis spät ins Jahr hinein fortdauernde Herbst entschädigen durch die milde Luft vollkommen für die Glut des Sommers, die in dem hohen Grade nicht lange anzuhalten pflegt. Selbst die größte Sommerhitze scheint hier nicht so unerträglich, als in sumpfigen Gegenden.

Die Gewitter sind im Ganzen nicht sehr häufig. Im Gebirge veranlassen sie zuweilen starke Platzregen, und Wolkenbrüche, wodurch

manchesmal großer Schaden geschieht. In der Ebene aber erscheinen sie nur selten mit sehr großer Heftigkeit. Die an beiden Seiten des Rheinthales fortlaufenden Gebirge strecken den Wolken so viele tausend ableitende Spitzen entgegen, daß sie sich zum Theil schon entladen, eh sie die Ebene erreichen. Dennoch haben die Gewitter auch in der Ebene zuweilen Schaden angerichtet. Einige der höchsten Gebäude in Mannheim, in Schwetzingen und auch in Heidelberg, sind mit Blitzableitern versehen; das Heidelberger Schloß aber ist öfter vom Blitz getroffen, und zum Theil dadurch zerstört.

Wer den Oktober nur aus dem Norden her kennt, und ihn gewöhnlich feucht, trübe und unfreundlich sah, der kann sich von dem hiesigen kaum einen Begriff machen. Dieß ist der Monat der Weinlese, und deswegen der allgemeinen Freude!

Warm, heiter und milde, ist er dem bis

spät in den September hinein fortwährenden Sommer oft noch so ähnlich, daß, säh man nicht überall die reifen Früchte, aus der Witterung allein schwerlich zu errathen wäre, welcher Jahrszeit er angehört.

Der Anfang dieses Monats ist die schicklichste Zeit für kleine Wanderungen in diesen Gegenden. Die klare, von keinen Gewitterwolken mehr getrübte Luft, und besonders an den Gebirgslandschaften, die unendlichen Mischungen von Frühling und Herbst, deren verschiedene Farben in grellen Abstufungen tausendfältig abwechselnd neben einander erscheinen; dann die milde, erfrischende, nicht zu warme Witterung, und endlich der Überfluß an Früchten und Trauben, und die Freude überall, wo man hinkommt; alles das zusammen macht eine Reise zu dieser Zeit fast noch interessanter, als früh im Frühling, da das Wetter selten beständig genug ist. — Die heißesten Sommer-

monate sind zu Unternehmungen dieser Art am wenigsten bequem; die Mitte des Jahres, wie die des Tages, wartet man gern unter dem schützenden Dache ab.

Der Spätherbst ist in der Ebene oft trübe, im Gebirge aber in hohem Grade unfreundlich, rauh und feucht. Er geht indessen dort gewöhnlich bald in den trockneren, helleren Winter über, der Frost reinigt die Luft von den übermäßigen Dünsten, und die Natur deckt früh eine schützende Schneedecke über alle Keime und Wurzeln; unter dieser Hülle sind sie vor Frost und rauher Witterung gesichert, und sie überstehen ohne Schaden den strengen Winter, bis endlich der Frühling seine schlummernden Kinder erweckt, und alles hervorruft zu neuem Leben! —

Eigentliche Gebirgspflanzen, die nämlich den Gebirgen ausschließlich angehören, kommen in dieser Gegend des Gebirges nicht vor. Un-

ter den wenigen, die auf den Bergen lieber zu wachsen scheinen, als in der Ebene, zeichnen sich etwa der Traubenhollunder (Sambucus racemosa), die Stechpalme (Ilex aquifolium), und die Pfrieme (Spartium scoparium) aus. Auch die seltsam geformte, stinkende Nießwurz (Helleborus foetidus), die Tollkirsche (Atropa belladonna) und das prächtige Fingerhüthchen (Digitalis purpurea), dessen hellrothe Blumenglocken an den hohen Stengeln fahnenartig herabhängen, bewohnen hier, nebst vielen andern, minder auffallenden Gattungen, am liebsten die Bergabhänge. Eine besondere Zierde mancher Berggegenden ist das Sinngrün (Vinca minor), das, wenn der Schnee eben im Abgehen ist, oft ganze Felsenbänke mit einer himmelblauen Decke überzieht.

Den Reichthum der hiesigen Flor zeigen alle Pflanzenverzeichnisse, und von der Fülle des Wuchses sowohl, als von der Menge der

Pflanzen, überzeugt man sich leicht durch den Augenschein. Die Pflanzendecke ist hier so bunt und so prachtvoll gewebt, als in wenigen andern Gegenden Deutschlands. Die Kraft der hiesigen Vegetation zeigt sich an Kräutern und Bäumen unverkennbar, und der Trieb in den Pflanzen ist bewundernswürdig. Stauden, die in kältern Ländern sich kaum aus dem Grase erheben, schießen hier in die Höhe wie Strauchgewächse, diese nehmen die Größe und Form kleiner Bäume an, und die Bäume erlangen in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Höhe und Stärke, die Staunen erregt. Die Eichen und Buchen in den Wäldern erreichen eine ungewöhnliche Größe, und in Gärten und Pflanzungen sieht man Baumarten aus verschiedenen Welttheilen, die mit unglaublicher Kraft und Geschwindigkeit in die Höhe schießen. Auf allen Feldern und Wiesen, und in allen Wäldern, zeigt sich überall die außerordentliche Lebhaftig-

keit des Pflanzenwuchses. An allen Gewächsen bemerkt man es augenscheinlich, wie sehr dieses Klima ihren Wuchs begünstigt, und besonders den ausdaurenden sieht man es deutlich an, daß die Vegetation immer nur auf kurze Zeit in ihrem lebhaften Fortgange unterbrochen wird. Alle Pflanzenbildungen tragen das unverkennbare Gepräge eines ausgezeichnet frischen, kräftigen Triebes.

Beschluß.

An verschiedenen Orten des Rheinthales, z. B. in Mannheim, Schwetzingen, Karlsruh rc., hat man in dem verflossenen Jahrhunderte zuweilen eine Kälte von 18° bis 20° Reaum. beobachtet. Im Jahre 1776 ist das Eis auf dem Rheine 20 Zoll dick gewesen. Im Jahr

1788 ist man schon am 11ten Dezember mit Wagen über den Rhein gefahren, und einige Jahre später ist er ebenfalls schon im Dezember zugefroren. In den letzten Tagen des Märzes 1800 hat man in Karlsruh einige Grad Kälte angemerkt, und nach verschiedenen Beobachtungen hat der Schnee in der Ebene zuweilen über 3 Fuß hoch gelegen. Die Kälte ist in manchen Jahren so heftig gewesen, daß der Weinstock bis auf die Wurzel ausgefroren ist; die größten Waldbäume sind dadurch zersprengt, und alle zartere Obstbaumarten getödtet worden. In einigen ausgezeichnet strengen Wintern ist sogar der Wein in den Kellern gefroren, die Vögel sind aus der Luft gefallen, das Wild in den Wäldern ist umgekommen, und Menschen und Hausthiere sind in Menge zu Grunde gegangen. In allen Beschreibungen der harten Winter sind die Verheerungen, die diese angerichtet haben, mit den lebhafte-

sten Farben geschildert. Die Wirkungen der ungewöhnlich heftigen Kälte waren um so schrecklicher, je weniger man darauf vorbereitet war; Elend und namenloser Jammer der Verunglückten und Verstümmelten waren die Folge! —

Diese Angaben, die sich alle auf genau beobachtete Thatsachen gründen, scheinen mit dem früher Gesagten im Widerspruche zu stehen; so einzeln zusammen gestellt, scheinen sie ein viel rauheres Klima anzuzeigen, als man diesen Gegenden zuschreibt. Dieser Widerspruch ist aber nur scheinbar, denn die genannten Fälle sind nur einzelne Ausnahmen von der Regel, die auch in noch wärmeren Ländern, z. B. in Frankreich, zuweilen bemerkt worden sind. Namentlich die Gegend um Paris hat öfter durch einzelne strenge Winter gelitten. Im Jahre 1709 z. B. wurden nur allein in dem Erzbisthum von Paris 3500 Menschen das Opfer der schrecklichen Kälte; Menschen, Pfer-

de, Hausthiere und Vögel erfroren, und die übrigen Wirkungen des Frostes waren dieselben, wie in den südlichen Gegenden Deutschlands. Im Jahre 1729 erfroren im südlichen Frankreich fast alle Olivenbäume; 1767 fror das Wasser in den tiefsten Brunnen; 1776 waren alle Flüsse, und selbst das Meer an den nördlichen Küsten gefroren; 1788 war das Eis auf der Seine 24 bis 30 Zoll dick, und die Kälte stieg, was bisher unerhört war, in Paris bis auf 17,4° Reaum. — Solche Thatsachen, deren die Jahrbücher der Witterungskunde in Menge erwähnen, beweisen also nichts weiter, als daß selbst warme Länder zuweilen unerwartet von harten Wintern heimgesucht werden, und daß auch ein milder Himmelsstrich von diesen Strafgerichten der Natur nicht ganz frei ist. — Die angemerkten Fälle sind immer nur als zufällige Abweichungen von dem gewöhnlichen Zustande der Atmosphäre zu betrach-

ten, da ein Klima, wie das hiesige, in welchem die großblühende Magnolie, der Aprikosenbaum, und eine Menge zärtlicher Südgewächse vollkommen im Freien ausdauern, wohl mit Recht ein sehr mildes genannt zu werden verdient.

Diese von der Natur so sehr begünstigten Gegenden befanden sich nicht immer in diesem glücklichen Zustande, der sie jetzt auszeichnet; sie haben von frühen Zeiten her manche harte Prüfung ausstehen müssen, und manches schreckliche Schicksal erfahren.

Heidelberg ist in den früheren Jahrhunderten mehrerenmal abgebrannt; das Land ist zu verschiedenen Zeiten aufs schrecklichste verheert worden, und in dem zur Hälfte zersprengten Schlosse sieht man noch jetzt ein warnendes Denkmal der Treulosigkeit des nächsten und gefährlichsten Feindes: es wurde im Jahre 1688 von den Franzosen wider die abgeschlossene Kapitulation zum Theil in die Luft gesprengt.

Im Jahre 1784 richtete die Überschwemmung — eine der schrecklichsten, deren man sich erinnert, und die in verschiedenen Ländern von Europa zu gleicher Zeit bemerkt wurde — in der Stadt und auf dem Lande außerordentlichen Schaden an. Viele Häuser wurden beschädigt, manche ganz zerstört, und die Brücke über den Neckar ward von dem Wasser weggerissen.

Noch neuerlich, zu Ende des verflossenen Jahrhunderts, zog der Krieg seine blutigen Furchen durch dieses oft verwüstete Land. Viele tausend seiner Schlachtopfer fielen hier, viele andere wurden, eben so unschuldig, ihres Eigenthums beraubt; Städte und Dörfer wurden ausgeplündert, Häuser in Aschenhaufen verwandelt, Felder verwüstet — und dennoch blüht alles wieder frisch und lebendig, wie nur jemals!

Die Felder stehn im herrlichsten Flor, von

den Zerstörungen an Gebäuden und Anlagen sind nur hin und wieder noch wenige Spuren übrig, und die zerstörte hölzerne Neckarbrücke bei Heidelberg ist ersetzt durch eine steinerne, die mit ihren hohen, leicht und kühn gewölbten Bogen eine Zierde der Gegend ist. — Was durch Natur und Menschen zerstört ward, hat der Fleiß schon längst schöner wieder hergestellt.

An diesem glücklichen Lande heilen alle Wunden leichter; es besitzt einen Reichthum, der nie vernichtet werden kann — einen höchst ergiebigen Boden, und ein glückliches Klima. — So oft auch das Geschick verheerend über diese Gegenden hinwegzog, so regte sich doch die unverwüstliche Kraft der Elemente immer bald wieder, die Thätigkeit dieser reichen Natur zeigte sich immer gleich wirksam. — Die Steinhaufen aus den Zeiten der Zerstörung verlieren sich immer mehr: entweder nehmen neue Gebäude ihre Stelle ein, oder sie verschwinden

unter dem lebendigen Grün, das unvergänglich, wie der immer wiederkehrende Frühling und die Natur, nie auf lange verwelkt; alle Trümmer und Schlachtfelder überzieht bald das frischeste Leben, das aus dem unerschöpflichen Boden immer gleich kräftig und unzerstörbar hervorgeht.

Wie reich dieser oft und vielfach von mancherlei Strafgerichten heimgesuchte Landstrich — trotz aller Auswanderungen nach Amerika und in andere Länder — dennoch bevölkert ist, beweisen alle Angaben. Man rechnet, die Städte eingerechnet, über 4800 Menschen auf eine Quadratmeile!

Wo so viel Menschen, ohne bedeutende Fabriken, größtentheils nur von dem Landbau neben einander leben können, ohne einander in ihrer Subsistenz im Wege zu stehn, da muß das Land alle Erzeugnisse in dem größten Überflusse hervorbringen, und das ist auch so! Na-

tur und Industrie stehen hier in dem glücklichsten Bunde! — Jede dem fruchtbaren Boden anvertraute Pflanze trägt reichliche Früchte, jede Saat schlägt an, jedes Gewächs gedeiht bewundernswürdig; Alles treibt, rankt und blüht in unbeschreiblicher Kraft und Fülle neben einander; jede Mühe des fleißigen Landmannes belohnt sich tausendfältig, und das Resultat jeder Untersuchung, und jeder Vergleichung ist immer dasselbe: es ist die wohlthuende Überzeugung, daß dieser Theil der Ebene ein so glücklicher gesegneter Landstrich ist, wie es vielleicht nur wenige giebt.

Inhalt.

Der Neckar. . . . . Seite 1.
Das Neckarthal bei Heidelberg . . — 10.
Die Ufern des Neckars bei Heidelberg — 28.
Der Weg nach Schrießheim . . . — 45.
Der Weg nach Bruchsal . . . . . — 59.
Das Bergstraßengebirge . . . . . — 76.
Klima und Vegetation . . . . . — 90.
Beschluß . . . . — 124.

Druck und Papier von C. L. Brede in Offenbach.

der Kleine empfängt Prämien von seinen Lehrern, und Napoleon der Große Lektionen von dem Marschall Vorwärts. 7) Jubel und Verzweiflung der großen Nation vor und nach der Schlacht bey la belle Alliance; oder: der Siegesbote und der hinkende Bote. IV. Herzensergießungen des hochadlichen Fräuleins Ursula v. Unkenburg bey der Nachricht von dem Siege bey la belle Alliance; ihr Triumph über den Sturz der bürgerlichen Clique; in Frankreich, und über die endlich zu hoffende Wiederkehr der alten noblen Zeit; nebst Strafpredigt gegen den überhand nehmenden Esprit de Bourgeoisie bey der hohen Noblesse, und Nachricht von der Stiftung einer adlichen Ménagerie. — In einem vertrauten Briefe an ihre Fräulein Schwester in Kakelau. V. Thorheit und Weisheit; ein Mährchen. VI. Nasenstüber aller Art.

Deutsche Volkstracht, oder Geschichte der Kleider Reformation in der Residenzstadt Flottleben. Ein satyrisches Gemälde, mit dem Motto:

Erst wenn sie in Paris à l'Allemand sich tragen,
Wird man in Deutschland sich auch deutsch zu kleiden wagen.

12mo mit illum. Kupfern 1 Thl. 8 Gr., mit schwarzen Kupfern 1 Thl., ohne Kupfer 8 Gr.

Gedichte 12mo geheftet in einem farbigen Umschlage 8 Gr.

Inhalt. I. Adiatorix und seine Söhne, oder der Bruderzwist. II. Vaterland und Freyheit! — gedichtet in den Tagen der Schmach. III. Des Knaben Abschied von der Mutter. — IV. Kriegerischer Rundgesang. V. Weihegesang des eisernen Kreuzes. VI. Das Schlachtfeld bei la belle Alliance. — VII. Die Genien der Menschheit. VIII. Gott und Unsterblichkeit, — eine Ode. IX. Schillers Manen, eine Elegie.

Nachricht.

Es wird manchem Leser dieser kleinen Anzeige noch erinnerlich seyn, daß der Verfasser dieser Schrift und Herr Prof. Gubitz eine schriftstellerische Fehde mit einander in Betreff des zu liefernden besten Lustspiels haben. Beider Kampfspiele werden bald dem Publiko zur Entscheidung vorgelegt werden.

Das Kampfspiel des Herrn Ober-Landesgerichts-Rath Friedrich ist betitelt:

Der Glückspilz und die Glücksritter. Lustspiel in fünf Aufzügen.

Des Herrn Professor Gubitz Stück ist betitelt:

Die Prinzessin. Lustspiel in fünf Aufzügen.

SEB. SIMMEL
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN
LANDWEHRS-GNA

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Löwis, Andreas von

Die Gegend von Heidelberg

Berlin 1816

Germ.sp. 283 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10020256-8